

Gedenkstätten Rundbrief



- 3 Modernisierung oder »Neuformatierung«? Was Gedenkstätten für ihre reflexive Weiterentwicklung (nicht) brauchen.
Stellungnahme zum Beitrag von Harald Welzer:
»Für eine Modernisierung der Erinnerungs- und Gedenkkultur«
Ulrike Schrader und Norbert Reichling
für den Arbeitskreis der NS-Gedenkstätten und Erinnerungsorte in Nordrhein-Westfalen e.V.

- 9 Gedenken online. Wie Museen und Gedenkstätten im Internet an die Opfer des Holocaust erinnern
Ina Lorenz

- 21 »Baracke 13« und das Thema »Lageralltag«.
Die Wiederherrichtung einer Zwangsarbeiterunterkunftsbaracke
Christine Glauning

- 31 Erinnerung an die größte Massenmord-Aktion im KZ Sachsenhausen.
Ein Kunstwerk von Heike Ponwitz und Stefanie Endlich, den sowjetischen Kriegsgefangenen gewidmet
Stefanie Endlich

- 35 »Nicht in die Schultüte gelegt ...«
Schicksale jüdischer Kinder 1933-1942 in Berlin.
Menschenrechtsbildung durch historisches Lernen.
Ein Lernmaterial für Grundschulen
Veronika Nahm

- 39 Veranstaltungshinweise

- 43 Literaturhinweise

Modernisierung oder »Neuformatierung«? Was Gedenkstätten für ihre reflexive Weiterentwicklung (nicht) brauchen

STELLUNGNAHME ZUM BEITRAG VON HARALD WELZER:
»FÜR EINE MODERNISIERUNG DER ERINNERUNGS-
UND GEDENKKULTUR«, IN: GEDENKSTÄTTENRUNDBRIEF NR. 162

*Ulrike Schrader und Norbert Reichling
für den Arbeitskreis der NS-Gedenkstätten und Erinnerungsorte in Nordrhein-Westfalen e.V.*

Ende 2008 betraute der damalige Ministerpräsident des Landes NRW Jürgen Rüttgers das Kulturwissenschaftliche Institut NRW mit einem Gutachten zur »Weiterentwicklung der Erinnerungskultur« in NRW. Ausgangspunkt und Ziel dieser Expertise beschrieb Rüttgers in seiner Rede zum 70. Jahrestag der »Reichskristallnacht« am 9. November 2008 im Düsseldorfer Landtag, nämlich »die Erinnerungskultur bei uns in Nordrhein-Westfalen zu stärken und dabei neue Wege zu beschreiten« – »eine Erinnerungskultur, die die jungen Menschen erreicht und zu prägen vermag«.¹

Herausgekommen ist dabei eine Expertise, die zwar existiert und seit Anfang 2011 zirkuliert, die aber »weder veröffentlicht noch vorgestellt worden ist«,² auf die an dieser Stelle also auch nicht reagiert werden kann.³ Stattdessen wurden Beiträge des Expertise-Mitautors und Leiters des Center for Interdisciplinary Memory Research am KWI, Harald Welzer, publiziert, und zwar in der Zeitschrift »Aus Politik und Zeitgeschichte« vom 21. 6. 2010 und nun, in Teilen recht ähnlich, im Gedenkstättenrundbrief. Beide Texte kritisieren »die geschichts- und erinnerungskulturelle Praxis« in Gedenkstätten mehr oder weniger scharf, der zweite in polemischer Form. Der argumentative Zusammenhang zwischen dem inoffiziellen Gutachten und den veröffentlichten Texten ist überdeutlich, in weiten Passagen sind die Texte identisch. Deshalb sehen wir uns als Vertreterinnen und Vertreter nordrhein-westfälischer Gedenk- und Geschichtsorte herausgefordert, dazu Stellung zu beziehen.

Dabei dienen unsere Anmerkungen nicht der Abwehr notwendiger, berechtigter unabhängiger Kritik. Denn jede Institution braucht den betriebsfremden Blick. Mit dem nun im »Gedenkstättenrundbrief« Nr. 162 abgedruckten Text aber wurde eine solche Chance vertan, weil offenbar Selbstüberschätzung und festgefaste Vorurteile eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit überflüssig erscheinen ließen.⁴

»Erinnerungskultur« wird nicht allein von Gedenkstätten getragen.

Harald Welzer suggeriert in seinem Beitrag, Erinnerungskultur bzw. die »geschichts- und erinnerungskulturelle Praxis« werde nur oder fast nur von Gedenkstätten verantwortet. Das ist das Ergebnis einer verengenden Sicht und einer Vermischung der Ebenen. An der Erinnerungskultur beteiligt sind u.a. eine breite und vielfältige Medienlandschaft mit ihren unterschiedlichen Formaten (Print, TV und Internet), politische Akteure mit Reden, Debatten, Entscheidungen und Ritualen – auf allen Ebenen, von der Kommune bis zum Bund –, die Institutionen zeithistorischer Forschung, ferner die Schulen und Erwachsenenbildung, die Kirchen und ihre Gemeinden sowie andere bürgerschaftlich organisierte Gruppen und Einzelpersonen. Die Gedenkstätten sind

lediglich ein – wenngleich zentraler – Teil dieser vielfältigen und qualitativ extrem heterogenen praktischen Erinnerungskultur. Das Besondere der Gedenkstätten innerhalb dieser zuweilen dissonanten Mehrstimmigkeit ist, dass erstens von ihnen als Institutionen mit Gebäuden an authentischen Orten und mit Mitarbeitern zu Recht Professionalität im Umgang mit der NS-Geschichte, ihrer Rezeption und Vermittlung zu erwarten ist und sie zweitens die Rolle des kritischen und reflektierten Beobachters der Gedenkstättenlandschaft und der öffentlichen Diskurse einnehmen. Vor dem Hintergrund dieses Selbstverständnisses läuft die Kritik Welzers ins Leere. Das, was Harald Welzer mit dem von ihm zu Recht beklagten »Pathos der erinnerungskulturellen Redeformeln« meint, trifft wohl eher auf den Bereich der politischen Rede zu – der Titel der vom Landtag NRW herausgegebenen Dokumentation seiner Gedenkveranstaltung am 9.11.2008: »Gedenken voll Scham und Entsetzen« ist ein gutes Beispiel dafür.⁵ In den Gedenkstätten wird eine andere Sprache gesprochen.⁶

**»Mit ihren Einrichtungen alt geworden ...«⁷ heißt auch:
Dreißig Jahre Erfahrung, Evaluation und Erneuerung**

Die praktische Arbeit in den Gedenkstätten hat sich in den letzten dreißig Jahren schritt- und schubweise professionalisiert. In zahlreichen Textbeiträgen haben sich Mitarbeiter der Gedenkstätten auf der soliden Basis jahrelanger Erfahrung mit Besuchern jeden Alters zu Konzepten und Modellen wirksamer Erinnerungskultur zu Wort gemeldet. Ein bis zwei Generationenwechsel haben zu einer zunehmend gelasseneren Vermittlungsweise, zu einem Verzicht auf den »moralischen Zeigefinger« und zu diskursiven, interaktiven und experimentellen Vermittlungsmethoden beigetragen, die längst frei sind von der aufgeregten »Betroffenheit« und dem Überzeugungseifer der 1970er und 1980er Jahre. In diese dreißig Jahre fällt auch die politisch gravierende Veränderung der Welt durch den Zusammenbruch der Sowjetunion, die die instrumentalisierende Vereinnahmung des Nationalsozialismus ad absurdum geführt und von Sichtblockaden befreit hat. Die von Welzer behauptete dichotomische Schwarz-Weiß-Malerei in Gestalt einer undifferenzierten Gegenüberstellung von Tätern und Opfern ist ebenso lange bereits Vergangenheit, wie vielfache Projekte und Produkte der NRW-Gedenkstätten ausweisen.⁸

In dreißig Jahren praktischer Gedenkstättenarbeit ist die Sicht auf die NS-Geschichte in den Gedenkstätten im Zusammenspiel mit der Zeitgeschichtsforschung, pädagogischen und sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen deutlich versachlicht worden. Unsere Häuser verstehen sich als Lernorte zur historisch-politischen Bildung und zugleich als Orte, die den Opfern gewidmet sind. Mit dem »Abschied von der Zeitgenossenschaft«⁹ werden sie nun auch immer häufiger zu Orten der familiären Spurensuche der Nachfahren früher verfolgter Familien.

Ihre Professionalität macht die Gedenkstätten zu außerschulischen Bildungseinrichtungen mit beratender Kompetenz. Nicht zuletzt in dieser Rolle haben Gedenkstätten dazu beigetragen, den Geschichtsunterricht in den Schulen durch Impulse und die Befreiung von Denkverboten deutlich zu verbessern. Lehrerfortbildung, Studienreise, Fachtagung, auch Beratungstätigkeit und Schülerwettbewerb sind die Formate, in denen die Gedenkstätten geschichtswissenschaftliche Forschung und pädagogische Erkenntnisse in den Schulalltag (und nicht nur dorthin, sondern auch in die Berufsbildung und Einrichtungen der Jugendhilfe) transportieren.¹⁰

Die lokalen Gedenkstätten sprechen verschiedene Zielgruppen an und formulieren nicht nur Erziehungsziele. Ihr Publikum ist in erster Linie die gesamte Stadtbevölkerung.

Aber die lokalen Gedenkstätten und Geschichtslernorte in NRW haben es eben nicht nur mit Schulen, Lehrern und Schülern zu tun, was Harald Welzer in seinem Beitrag völlig übersieht. Die Gedenkstätten in NRW, deren thematisches Profil oft weit über den lokalen Beitrag zur örtlichen NS-Geschichte hinausgeht und sich zentraler Themen in grundlegender Weise annimmt – z.B. in Münster der Geschichte der Polizei und der Verwaltung, in Oberhausen der der Zwangsarbeit, in Wewelsburg der Ideologie und des Terrors der SS –, sind als Einrichtungen in ihrer jeweiligen Stadtgesellschaft fest verwurzelt. Erwachsene, und hier vor allem die »best agers« und Senioren, Neubürger und Migranten, bilden einen spezifischen und nicht zu unterschätzenden Besucheranteil lokaler Gedenkstätten. Viele dieser Besucher kommen immer wieder, weil in den meisten Gedenkstätten ein lebendiges Bildungs- und vielfältiges Veranstaltungsprogramm, auch kultureller Natur, angeboten wird. Sie haben oft ambitionierte Fragen und Anliegen und stellen die Einrichtungen vor hohe wissenschaftliche und pädagogische Anforderungen. Die Besucherstruktur der lokalen Gedenkstätten – nicht nur in NRW – ist also verbindlich, konstant und örtlich eingebunden.¹¹ Die örtlichen Gedenkstätten sind bedeutende Faktoren im kulturellen und gesellschaftlichen Leben der Städte. Eine Fokussierung auf die Zielgruppe »junge Menschen«, wie Harald Welzer sie vorschlägt,¹² ignoriert in sträflicher Weise den großen Part der historisch-politischen Erwachsenenbildung, der in den Gedenkstätten NRW erwartet und geleistet wird.

Eine rein erlebnisorientierte und auf Spaß setzende Vermittlung ist ebenso unangemessen wie autoritäre und entmündigende Belehrung.

In den Gedenkstätten in NRW gibt es weder das eine noch das andere: weder Fun noch Top down. Der thematische Gegenstand, der das Zentrum unserer Arbeit bildet, ist nun einmal alles andere als lustig: Es könnten ja auch die staatlichen und gesellschaftlichen Großverbrechen sein und nicht die Pädagogen mit ihrer Schreckenskeule, die einen gewissen Respekt vor unseren Themen produzieren.¹³ Das bedeutet aber nicht im Umkehrschluss, dass der thematische Inhalt mit seinen Schrecken die Methode definiert, z.B. indem Jugendliche mit grauenhaften Bildern überwältigt und moralisierend belehrt würden. Wen oder was Harald Welzer hier meint – auch diesen Befund kann er nicht in den Gedenkstätten in NRW erhoben haben – über den dürren Hinweis auf eine Infratest-Untersuchung geht seine Empirie nicht hinaus. In den meisten Einrichtungen trifft man auf moderne, faktenreiche und interaktive Ausstellungen, die der Information und Urteilsbildung dienen, zu Experimenten und Aktionen anregen. Projekttag und Studienseminare, die von jungen und älteren Mitarbeiter/innen im Team geleitet werden, haben den Typ des missionierenden und Gefühle einfordernden »Gedenkarbeiters« längst abgelöst. Wir sind uns sicher, dass die von Welzer und seinen Mitarbeitern angenommenen Betroffenheits- und Beschämungsrituale zumindest in den Gedenkstätten in NRW schon seit Langem nicht mehr ablaufen.¹⁴

Manche Aporien der Gedenkstättenpädagogik werden kurz und durchaus richtig benannt; doch auch hier erkennen wir nicht, dass sich Harald Welzer über die Debatten sowie Wirkungs- und Unterrichtsforschung zum Thema informiert hätte.¹⁵ Wir gehen mit solch widersprüchlichen Lagen sensibel um, experimentieren und können uns die Welzerschen Illusionen über die schlichte »Erzeugung« kognitiver u.a. Ressourcen nicht leisten.

Geschichtliches Wissen ist die Voraussetzung einer historisch-politischen Bildungsarbeit. Menschenrechtserziehung ist eine gesellschaftliche Querschnittsaufgabe und kann nicht an die Gedenkstätten allein delegiert werden. Wir halten an unseren Kernaufgaben fest, Orte der historisch-politischen Bildung und Orte des Gedenkens zu sein. Wo Welzer die Vorstellung entwickelt, dies geschehe heute ohne die Rückkopplung mit dem wissenschaftlichen Diskurs und ohne die Diskussion von Gegenwartsbezügen, kämpft er offenbar mit einem wenig aktuellen Bild pädagogischer Prozesse in Gedenkstätten und Bildungseinrichtungen.

Historisch-politische Bildung und das Gedenken an die NS-Verbrechen und ihre Bedingungen haben ein Eigenrecht, und unsere Besucher haben ein Recht auf beides. Gedenkstätten sind dazu da, dafür seriöse und qualitätvolle Bedingungen zu schaffen. Das von Harald Welzer als Argument bemühte Zahlenwerk der ZEIT-Umfrage mag auf den ersten Blick beeindruckend sein, aber was sagt es über die Qualität des von den Befragten erworbenen Wissens aus? In den Gedenkstätten machen wir vielmehr Erfahrungen mit Formen trivialisierter Wissensbestände – übrigens nicht nur bei Schülern –, die korrigiert und kontextualisiert werden müssen. Die Idee eines »bürgergesellschaftlichen Lernorts neuen Typs« kann den bestehenden Gedenkstätten und ihrer aktuellen Funktion nur bedingt eingepflanzt werden.

»Bürgergesellschaftliche Lernorte neuen Typs« dürfen Gedenkstätten nicht ersetzen.

Sollte Harald Welzer unter »Modernisierung der Erinnerungs- und Gedenkkultur« (das Gutachten sprach noch in technisch-autoritärer Redeweise von »Neuformatierung«) die Errichtung eines »bürgergesellschaftlichen Lernorts neuen Typs« verstehen, stellt sich die Frage, ob damit die bisherigen Gedenkstätten überflüssig werden oder ob ein neuer, zusätzlicher Ort entsteht. Es stellt sich darüber hinaus die Frage, wie ernst eine Politik genommen werden kann, die fordert: »Das Erinnern an diese Verbrechen darf nicht aufhören, niemals. Das ist unsere Verantwortung. Das ist unsere Aufgabe, unsere politische Aufgabe. [...] Denn wer vor der Vergangenheit die Augen verschließt, wird blind für die Gegenwart.«¹⁶ Gemessen an der Bedeutung des bevölkerungsreichsten Bundeslandes Nordrhein-Westfalen und seiner über zwanzig Gedenkorte hat das Förderengagement des Landes NRW für seine Gedenkstätten ein beklagenswertes Maß. Auch dies ist ein politisches Votum, das in krassem Widerspruch steht zu dem, was in solcher von Harald Welzer zu Recht kritizierter politischer Gedenkrhetorik immer wieder als Wirkungsmacht von Gedenkstättenbesuchen behauptet wird.

Viele Gedenkstätten leisten ihre Arbeit nur durch ein hohes Maß an Ehrenamtlichkeit und Selbstaussbeutung und immer in der Sorge wachsender struktureller Defizite und möglicher Existenzaufgabe. Um auch nur einem Gedenkort die erwünschten »avancierten szenografischen Strategien« zu ermöglichen, reicht der gesamte Jahresetat des Landes NRW für Gedenkstätten bislang nicht aus. Vor diesem Hintergrund wäre die Schaffung neuer »erlebnisorientierter« Einrichtungen unter dem Label »Erinnerungs- und Gedenkkultur« untragbar.¹⁷

Harald Welzers Vorschläge sind keine Alternativen zur praktizierten Gedenkstättenarbeit. Harald Welzer nennt einige Beispiele sogenannter »best practice« als Alternative zu einer vermeintlichen »Gewalt- und Grausamkeitszentrierung der Erinnerungskultur«. In den Gedenkstätten Nordrhein-Westfalens gibt es allerdings eine solche Erinnerungs-

kultur nicht. Selbstverständlich impliziert das Thema »Nationalsozialismus« über Ausgrenzung, Verfolgung, Mord und Vernichtungskrieg zu sprechen – wie auch nicht? Wir weisen die implizite Unterstellung zurück, auf den hinlänglich bekannten Bildikonen z.B. von Leichenbergen oder tätowierten Kinderarmen unsere Gedenkstättenpädagogik aufzubauen. Aber wir halten es nach wie vor für unabdingbar, über die nationalsozialistischen Verbrechen zu sprechen, und zwar nicht, weil Politiker zu Jahrestagen »ein Gedenken voll Scham und Entsetzen« einfordern, sondern weil das ein unverzichtbarer Teil historisch-politischer Bildung ist.

Wir stehen Welzers Vorschlägen indes nicht deshalb skeptisch gegenüber, weil sie auf falschen Annahmen beruhen. Wir halten sie – zumindest teilweise – für wenig originell, überholt und gefährlich. Wenig originell ist die Idee, Handlungsspielräume zum Thema zu machen. Spätestens seit der »Wehrmachtsausstellung« gehören dieser Begriff und die Vokabeln »Retten« und »Helfen« zum festen Wortschatz der Gedenkstättenpädagogik.¹⁸ Das Milgram-Experiment ist ebenfalls keine Neuigkeit (1961) und wird auch in den Schulen behandelt, z.B. im Zusammenhang mit der nicht besonders einfallsreichen Lektüre des Jugendbuchs »Die Welle« von Morton Rhue (1981).

Perfekte Erlebnis-Arrangements schließlich führen zu eben der »Überwältigung«, vor der Welzer in Bezug auf die Schrecken des Nationalsozialismus warnt. Es soll auch Jugendliche geben, die Experimente und Rollenspiele ablehnen, weil sie sich davor fürchten oder sie langweilig finden. Thrill und Spaß sind nicht nur nicht die einzigen Methoden, Interesse und Begeisterung bei Jugendlichen zu wecken, sondern sie sind auch dubios – uns ist das zu wenig, und wir verfügen über bessere: klassische und moderne, aktivierende wie informierende. Die pädagogischen Allmachtsphantasien, die hier einmal mehr mit der Idee eines effektiven musealen Arrangements verbunden werden, gehören übrigens auch zu den lange überwundenen Kinderkrankheiten der Gedenkstätten-Bewegung.¹⁹

Wissenschaftliche Unterstützung bei den unbezweifelbar weiterhin erforderlichen Prozessen der Modernisierung und Professionalisierung müssen sich die Gedenkstätten und die sie begleitenden Entscheidungsträger offenbar andernorts suchen. Wenn die Thesen des Beitrags von Harald Welzer als Zustandsbeschreibung der gegenwärtigen Praxis der Gedenkstätten gelesen werden sollten, erheben wir entschieden Widerspruch, damit geschichtskulturelle Entscheidungen nicht auf die von Welzer u.a. kolportierten Gerüchte und fragwürdigen Rezepte zurückgreifen.

Dr. Ulrike Schrader ist seit 1994 Leiterin der Begegnungsstätte Alte Synagoge Wuppertal und Vorstandsmitglied des Arbeitskreis NS-Gedenkstätten und Erinnerungsorte in Nordrhein-Westfalen e.V.

Dr. Norbert Reichling ist Vorsitzender des Trägervereins Jüdisches Museum Westfalen e.V. und Mitglied im Arbeitskreis NS-Gedenkstätten und Erinnerungsorte in Nordrhein-Westfalen e.V.

Eine weiterer Beitrag zur Auseinandersetzung mit dem Aufsatz von Harald Welzer findet sich im GedenkstättenForum: Ingrid Schupette, »Holocaust – Sunny Side up? Eine Polemik auf Harald Welzer« (www.gedenkstaettenforum.de; Rubrik: Offenes Forum)

- 1 Landtag Nordrhein-Westfalen (Hg.): Gedenken voll Scham und Entsetzen. Veranstaltung des Landtags und der Stadt Düsseldorf, Düsseldorf 2008, S. 10.
- 2 So in der Antwort der Staatskanzlei auf die Bitte um Zusendung, Brief vom 9. Juni 2011 (Archiv Begegnungsstätte Alte Synagoge Wuppertal).
- 3 Man muss sich allerdings fragen, welche Funktion eine solche Expertise haben soll, wenn sie nicht auch in der Öffentlichkeit bestehen kann. Die Autoren haben eine Publikation auf der Internetseite des Gedenkstättenforums abgelehnt. Darum wird hier auch nicht en détail auf die erstaunliche Bestandsaufnahme der NRW-Gedenkstätten eingegangen.
- 4 Es sollte zu denken geben, dass eine journalistische Initiative aus dem antifaschistischen Spektrum deutlich mehr Differenzierungsbereitschaft und Erkenntnisse zu Entstehung und Perspektiven der nordrhein-westfälischen Gedenkstätten zutage gefördert hat: vgl. Lotta. Antifaschistische Zeitung (Hrsg.): Wege des Gedenkens. Erinnerungsorte an den Nationalsozialismus in Nordrhein-Westfalen, Oberhausen 2011.
- 5 vgl. Anm. 1.
- 6 Es kommt allerdings vor, dass Kommunalpolitiker Gedenkstättenmitarbeiter mit Textbausteinen oder ganze Reden zu den bekannten Anlässen beauftragen. Das bedeutet aber nicht, dass die Redner sich an das gelieferte Konzept auch halten.
- 7 So der Vorsitzende des Arbeitskreises der NS-Gedenkstätten NRW, Alfons Kenkmann, über die Gedenkstättenmitarbeiter der ersten Stunde in seinem Beitrag »Fokussierung oder Vielfalt? Aktuelle Diskussionen um die Struktur der NS-Gedenkstätten – Berlin und Nordrhein-Westfalen im Vergleich«, in: Katrin Hammerstein: Aufarbeitung der Diktatur – Diktat der Aufarbeitung, Normierungsprozesse beim Umgang mit diktatorischer Vergangenheit, Göttingen 2009, S. 68f.
- 8 Vgl. z.B. die Website www.lebensgeschichten.net
- 9 Frei, Norbert: Abschied von der Zeitgenossenschaft. Der Nationalsozialismus und seiner Erforschung auf dem Weg in die Geschichte, in: WerkstattGeschichte 20 (1998), S. 69–83.
- 10 Übrigens zeichnet Welzer auch von den Schulen insofern ein Zerrbild, als er den dortigen Generationenwechsel ebenfalls ignoriert. Dies würde nämlich seine Argumentation über die Alterskohorte der Beschämung und des Pathos beschädigen.
- 11 Hinzu kommen Touristen und Vertreter der Nachfolgenerationen der Täter, Opfer und »Bystander« mit ihren spezifischen Fragen.
- 12 Er tut dies allerdings auftragsgemäß, denn Jürgen Rüttgers hatte vor allem »die jungen Menschen« im Blick. Auch dies gehört zur Toposlehre der politischen Gedenkrede.
- 13 Hier sollte man sich vor Augen halten, dass nicht alles, was Schülern erfolgreich und nachhaltig vermittelt werden soll, angenehm ist. Es wäre z.B. sicher verfehlt, auf einen gemeinsamen Theaterbesuch deshalb zu verzichten, weil man sich dort still zu verhalten, zuzuhören und auch sonst »zu benehmen« hat.
- 14 Gleichwohl trifft die Polemik Harald Welzers gegen die »Beschilderung der Republik mit Tafeln, die an die Untaten des nationalsozialistischen Regimes erinnern«, etwas Wahres. Diese Aktivitäten liegen außerhalb des Verantwortungsbereichs der Gedenkstätten und werden durchaus auch mit Skepsis und differenzierter Kritik gesehen. Aber auch hier wird über das Ziel deutlich hinausgeschossen; denn die lokalgeschichtliche Akribie mancher Recherche eröffnet natürlich für Projekt- und Lerngruppen auch neue selbstbestimmte Wege, sich in eine Beziehung zur NS-Geschichte des Heimatorts zu setzen.
- 15 Vgl. z.B. Lernen aus der Geschichte, Magazin 04/11 vom 13. 4. 2011; »Einsichten und Perspektiven«, Heft 1/2008: Holocaust Education.
- 16 So Dr. Jürgen Rüttgers in seiner Rede zum 9. November 2008 im Düsseldorfer Landtag, abgedruckt in der unter Anm. 1 genannten Dokumentation, S. 8.
- 17 Erfreulicherweise wird die Tendenz, immer wieder neue Museen zu errichten, von der neuen Landesregierung mit Skepsis gesehen. »Wir wollen auch darüber diskutieren, ob es richtig ist, immer neue Kulturorte zu schaffen, neue Museen, neue Konzerthäuser, neue industriekulturelle Orte – angesichts der Tatsache, dass schon heute die Mittel für einen optimalen Betrieb bereits vorhandener Einrichtungen nicht ausreichen.« (so NRW-Kulturministerin Ute Schäfer, in: Westdeutsche Zeitung vom 19. 7. 2011).
- 18 Ein Beispiel: Die Berliner Gedenkstätte »Stille Helden« vertreibt mit großem Erfolg die Unterrichtsmappe »Papa Weidt«, die mit Fallbeispielen aus den Gedenkstätten in NRW von der Begegnungsstätte Alte Synagoge Wuppertal zusammengestellt wurde, und zwar im gesamten Bundesgebiet!
- 19 Unserer Meinung nach konstruktiv fasst Bert Pampel in einem lesenswerten Beitrag in drei gut begründeten Statements zusammen, was wir selbstkritisch durchaus selber sehen und woran wir ständig arbeiten: »Wer möglichst viele Informationen vermitteln will, neigt zum Monologisieren und empfindet Fragen als störend [...]. Wer unbedingt Empathie oder gar Trauer bewirken will, neigt zur Emotionalisierung und erzeugt Abwehr. Wer aus der Vergangenheit Lehren für die Gegenwart vermitteln will, wirkt schnell moralisierend.« in: Gedenkstättenrundbrief Nr. 162 8/2011, S. 27.

Gedenken online

WIE MUSEEN UND GEDENKSTÄTTEN IM INTERNET AN DIE OPFER
DES HOLOCAUST ERINNERN

Ina Lorenz

Einleitung

Am 5. September 1942 kamen 714 jüdische Frauen, Männer und Kinder aus den Niederlanden im Konzentrationslager Auschwitz an. Von ihnen wurden nur 53 Frauen registriert, die übrigen 661 Personen sofort in die Gaskammern geschickt. Darüber informiert die Gedenkstätte Auschwitz am 69. Jahrestag des Ereignisses auf ihrem Facebook-Profil.¹ 118 Personen gefällt dieser Eintrag, 47 haben ihn kommentiert. Ist Facebook der geeignete Ort, um an Konzentrationslager und die darin begangenen Verbrechen zu erinnern?

Martin Gotthard Gauger entzog sich 1940 der Einberufung zur Wehrmacht, weil er Hitlers Krieg ablehnte. Er landete erst im Gestapogefängnis Düsseldorf, dann im Konzentrationslager Buchenwald. Dort setzte ihn die SS auf die Liste für einen Todestransport in die Tötungsanstalt Sonnenstein. Nachzulesen ist dieses Schicksal im Online-Totenbuch der Gedenkstätte Buchenwald.² Sind Totenbücher und Häftlingsdatenbanken im Internet mit Namen, Biografien und Fotos von Holocaust-Opfern lediglich ein Ort für historische Recherchen oder Teil des Gedenkens?

Auf eine eigene Homepage, selbst auf ein Profil bei Facebook kann heute kaum ein Museum oder eine Gedenkstätte verzichten. Inhalt und Form der Präsentationen unterscheiden sich dabei jedoch erheblich. Dörte Hein hat in ihrer Dissertation *Erinnerungskulturen online* eine Vielzahl von Websites untersucht, die die Themen »Holocaust« und »Nationalsozialismus« auf unterschiedlichste Weise aufbereiten.³ Sie fragte nach der Art der Informationsvermittlung und nach eigenständigen Erinnerungskulturen im Web. Ihr Fazit: Spezifische Online-Erinnerungsgemeinschaften hätten sich bisher nicht zusammengefunden, die Internetauftritte würden vorrangig zur Informationsbeschaffung genutzt, nicht aber zur Kommunikation.⁴ Heins Quellen beschränken sich auf deutschsprachige Angebote.

Blickt man über Deutschland hinaus, haben einige Gedenkstätten und Museen auf ihren Internetauftritten Menüpunkte eingerichtet, die speziell dem Gedenken an die Opfer gewidmet sind. Zur Kommunikation mit ihren Nutzern nutzen viele die Plattform Facebook. Muss man also Dörte Heins Fazit auf deutschsprachige Websites beschränken? Entwickeln sich im Internet nicht doch neue Formen des Gedenkens an die Opfer?⁵

Als Grundlage dieses Beitrags wurden die Websites – und soweit vorhanden die Facebook-Profile – von 27 Einrichtungen aus Deutschland, Polen, Israel und den USA genauer untersucht. In den Artikel wurden diejenigen einbezogen, die im jeweiligen Land eine besondere Relevanz haben oder eine Vorreiter-Rolle bezüglich des Online-Gedenkens einnehmen. Es sei noch darauf hingewiesen, dass Projekte anderer Länder zwar zur Kenntnis genommen, aber nicht in die Untersuchung einbezogen wurden. So konnten in Frankreich zwei, in Italien vier und in Großbritannien eine Website mit Menüpunkten zur Erinnerung an Holocaust-Opfer ausfindig gemacht werden.

Gedenkbücher und Datenbanken im Internet – Beispiele

In Konzentrationslagern hatten die Häftlinge keine Namen, sondern Nummern. Durch diese Erniedrigung sollte ihnen jegliche Individualität genommen werden. Das selbst erklärte Ziel vieler Gedenkbücher ist es, diese Entmenschlichung rückgängig zu machen und den Getöteten mit den Namen auch ihre Würde zurückzugeben.⁶ Sie haben die Funktion, die Namen der Opfer auf Dauer schriftlich festzuhalten und so das Gedenken an sie zu bewahren.

In Deutschland erinnert jede KZ-Gedenkstätte in schriftlicher Form an ihre Opfer, sei es in Gedenkbüchern, Totenbüchern oder Gedenkräumen. Die Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora, die einer gemeinsamen Stiftung unterstehen, sind die ersten, die ihre Totenbücher ins Internet gestellt haben. Das Online-Totenbuch der Gedenkstätte Mittelbau-Dora nimmt auf der eigenen Website einen sehr viel prominenteren Platz ein, als das der Gedenkstätte Buchenwald auf deren Website. Auf dem Internetauftritt von Mittelbau-Dora findet der Nutzer das Totenbuch sowohl auf der Startseite als auch unter dem Menüpunkt »Geschichte online«, der daneben noch das Fotoarchiv und die Sammlung in digitaler Form enthält. Zum Buchenwalder Totenbuch gelangt der Nutzer bisher nur über die Website der Stiftung. Auf der Homepage der Gedenkstätte Buchenwald selbst findet sich kein Hinweis auf das Totenbuch. Das liegt daran, dass deren Konzept gerade überarbeitet wird und erst noch an das neue Design der Seite von Mittelbau-Dora angepasst werden muss.⁷

Bis heute besteht die Buchenwalder Version aus 38 281 Einträgen, die geschätzte Gesamtzahl der Toten beträgt 56 000. Die Version von Mittelbau-Dora erfasst 11 089 Menschen, die genaue Zahl der getöteten Häftlinge konnte bisher nicht ermittelt werden. Das Design der virtuellen Totenbücher ist schlicht, die Farben sind unaufdringlich und dem Zweck angemessen, »die Erinnerung lebendig [zu] halten, aber auch Anregung zum Nachfragen [zu] sein.«⁸ Die verstorbenen Häftlinge sind in einer alphabetischen Liste verzeichnet, können aber auch über eine Suchfunktion ermittelt werden. Geburtsdatum und -ort, Todesdatum und Sterbeort sowie, soweit vorhanden, die Haftnummer ergänzen die Namen. Nicht nur diese Daten sollen jedoch langfristig an die Opfer erinnern: Sie werden nach und nach durch kurze Biografien und Fotos ergänzt. Angehörige der Opfer, Schüler und Interessierte sind aufgefordert, sich an diesem Projekt zu beteiligen und die Ergebnisse ihrer Nachforschungen zur Verfügung zu stellen. Ziel dieses Angebotes zur Mitarbeit sei es, »forschendes Lernen« zu fördern.⁹ Bis jetzt sind im Totenbuch der Gedenkstätte Buchenwald sechs Namen durch Biografien ergänzt worden. Besonders ergreifend ist das Schicksal Otto Neururers, eines katholischen Pfarrers aus Österreich, den die SS im Konzentrationslager Buchenwald an den Füßen aufhängte und zu Tode quälte, weil er einen Mithäftling getauft hatte.¹⁰

In der Gedenkstätte Mittelbau-Dora arbeitet man noch an den Biografien. Sie seien ein zusätzlicher Würdigungsaspekt, aber auch Mittel für die Bildungsarbeit, erklärt deren Leiter Jens-Christian Wagner. In beiden Gedenkstätten meldeten sich öfter Angehörige, die Korrekturhinweise zu einzelnen Einträgen geben, zum Beispiel zur Schreibweise von Namen. Auch Menschen, die Nachfragen zu bestimmten Biografien aus dem Totenbuch haben, wenden sich an Buchenwald oder Mittelbau-Dora. Die Totenbücher seien für die Nutzer zugleich Anlass des Forschens und des Gedenkens, sagt Jens-Christian Wagner.

ausfüllen, sie – soweit vorhanden – mit Fotos versehen und an Yad Vashem schicken. Dort werden die Angaben von Mitarbeitern der Gedenkstätte überprüft, bevor sie in die »Central Database of Shoah Victims' Names« aufgenommen werden. In dieser Datenbank können Nutzer alle registrierten Opfer über eine Suchfunktion ermitteln. Neben Namen und kurzen biografischen Angaben können auch die eingescannten Gedenkblätter eingesehen und ausgedruckt werden.¹⁵ Über den Button »more details« sind weitere Information über die oder den Getöteten abrufbar, beispielsweise die Namen der Eltern und auch der Name der Person, die das Gedenkblatt ausgefüllt hat. Das lässt darauf schließen, dass Fragen des Datenschutzes eine geringere Rolle zu spielen scheinen als in Deutschland.

Die »Central Database« ist optisch vom Rest der Website abgehoben. Im Gegensatz zu den gedeckten Farben der übrigen Menüpunkte wurde für diesen vor allem rot und blau verwendet. Diese Farbgebung weist darauf hin, dass die Erinnerung an die Opfer auf dem Internetauftritt von Yad Vashem einen bedeutenden Stellenwert einnimmt. Bereits die Startseite verweist auf die Datenbank, in der Menüleiste gibt es zudem einen eigenen Menüpunkt »Remembrance«, unter dem sich Untermenüpunkte zum Holocaust-Gedenktag in Israel und dem internationalen Holocaust-Gedenktag genauso finden wie die »Pages of Testimony« zum Herunterladen und Ausfüllen.

Mit Hilfe der Datenbank an die Opfer zu erinnern, sieht die Gedenkstätte als ihre moralische Pflicht an.¹⁶ Sie ist also nicht nur ein virtueller Speicherort für Informationen, sondern auch ein Gedenkbuch. Darüber hinaus steht sie im Zeichen einer spezifisch jüdisch-israelischen Erinnerungskultur, denn sie soll dazu anregen, sich mit der eigenen familiären Vergangenheit auseinanderzusetzen und seine jüdische Identität zu stärken.¹⁷ Die Registrierung der Opfer und die Veröffentlichung ihrer Namen stehen im Zeichen eines nationalen Selbstvergewisserungsprojektes.

Auch das United States Holocaust Memorial Museum hat auf seiner Website den Menüpunkt »Remembrance« eingerichtet.¹⁸ Neben Informationen und Aktionen zum Holocaust-Gedenktag stößt der Nutzer dort auf die »Holocaust Survivor & Victim Database«, die Daten von Überlebenden und Opfer aller verfolgten Gruppen enthält. Die Einträge, die die Verfasserin sich ansah, enthielten keine Biographien oder Fotografien.¹⁹ Die Datenbank ist nach Namen, aber auch nach historischen Dokumenten durchsuchbar und soll helfen, Einzelschicksale zu verfolgen. Die Erinnerungskultur der USA in Bezug auf den Holocaust ist stark geprägt von Überlebenden, die vor, während oder nach dem Zweiten Weltkrieg immigrierten sowie deren Nachkommen. Deren Bedürfnis, sich mit der eigenen Familiengeschichte auseinanderzusetzen und nach individuellen Schicksalen zu fragen, kommt das Holocaust Memorial Museum mit dem »Holocaust Survivors and Victims Resource Centre« entgegen. Dort steht ihnen Material zur Verfügung, das vielerlei Informationen zu Opfern und Überlebenden bereithält.²⁰ Die Datenbank unterstützt nicht ein bestimmtes Nationalitätsgefühl, sondern hilft bei der individuellen Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte.

Auch in Kanada leben gegenwärtig Menschen, deren Familiengeschichte sie mit dem Holocaust verbindet. Das Vancouver Holocaust Education Centre erinnert an durch die Nationalsozialisten ermordete Angehörige in Form der Online-Ausstellung »Faces of Loss«. Diese nimmt ihren Ausgangspunkt nicht bei den Opfern selbst, sondern bei deren Nachkommen.²¹ Die 128 verzeichneten Namen sind nicht die der Getöteten, sondern die ihrer Nachfahren, die in Vancouver leben. Klickt der Nutzer auf einen der Namen,

erscheinen Fotos der Opfer, ein kurzer Text zu den fotografierten Personen sowie ein Hinweis, in welcher verwandtschaftlichen Beziehung sie zu dem oder der Lebenden standen. Manche Einträge sind mit kurzen Zitaten der Angehörigen versehen. So schreibt Julia Bernhardt zum Beispiel über ihre Großmutter: »I never got to know my grandmother. I am horrified by what happened to her.«²²

Das Konzept ist interessant, weil es in Kanada für ausgewanderte Überlebende und Angehörige von Opfern das Bedürfnis zu geben scheint, sich als Gemeinschaft zu konstituieren. Das belegt auch eine andere Online-Ausstellung, die ebenfalls über die Website des Education Centre abrufbar ist: »Open Hearts – Closed Doors« ist ein Projekt jüdischer Waisenkinder, die nach dem Zweiten Weltkrieg nach Kanada auswanderten.²³

In der virtuellen Ausstellung erzählen sie anhand von Fotos und Texten ihre persönliche Geschichte. »Faces of Loss« war zunächst im Vancouver Holocaust Education Centre zu sehen, bevor sie in eine Online-Version umgewandelt wurde. Laut Informationstext möchte sie den Betrachter auf emotionaler Ebene erreichen. Deshalb gibt es kein übergeordnetes Narrativ und nur wenige Informationen zum historischen Hintergrund. Der Fokus liegt auf den Fotografien: Sie verkörpern den Verlust einer Familie und seien Träger der Erinnerung, die an die nächste Generation weitergegeben werden sollte.²⁴ Diese Online-Ausstellung ist ein Gedenkbuch. Das schlichte Design und die dunkeln Farben symbolisieren die Trauer um die Opfer. Über die Fotos wird ihrer gedacht. Auf der Website geht es darum, für Angehörige und Überlebende eine Art Trauerarbeit zu leisten und ihnen mit den Einträgen über ihre Verwandten dabei zu helfen, sich ihrer eigenen Wurzeln zu vergewissern. Die Namen und Fotos geben ihnen die Gewissheit, dass ihre Angehörigen nicht vergessen werden und verschaffen ihnen die Möglichkeit, sich mit ihrer eigenen Herkunft auseinanderzusetzen.



Eintrag der Online Ausstellung »Faces of Loss« des Vancouver Holocaust Education Centre, www.vhec.org/fol/popup-template.php?page_id=Bernhardt&thumb_id=0 [letzter Zugriff: 10. 10. 2011].

Auf Facebook an den Holocaust erinnern?

Gedenkstätten und Museen haben nicht nur das Potenzial eigener Websites für sich entdeckt, sondern auch das von Facebook-Profilen. In Deutschland ist man in dieser Hinsicht eher zurückhaltend. Von den KZ-Gedenkstätten ist bisher keine auf Facebook vertreten. Andere Einrichtungen wie die Stiftung Topographie des Terrors oder das Jüdische Museum Berlin haben bereits ein Profil auf der Internetplattform – beide nutzen es vor allem für Veranstaltungshinweise, das Jüdische Museum auch zur Kommunikation mit den Nutzern.²⁵ Einrichtungen anderer Länder sind bereits sehr aktiv auf der bekannten Internetplattform. Hier entwickeln sie andere Formen, um an den Holocaust zu erinnern: gegenseitigen Informationsaustausch und aktive Kommunikation mit den Nutzern.

Am Auffälligsten erschien bei einer Durchsicht von Facebook-Profilen verschiedener Museen und Gedenkstätten das der KZ-Gedenkstätte Auschwitz. Dort findet ein reger Austausch nicht nur zwischen den Nutzern, sondern auch zwischen Nutzern und Gedenkstätte statt. Der zuständige Mitarbeiter versucht laut eigener Aussage, alle Kommentare der Nutzer auf der Pinnwand zu lesen und den Inhalt zu überprüfen.

Fragments of history / Skrawki historii

Zurück zum Album · Auschwitz Memorial / Muzeum Auschwitz Fotos · Auschwitz Memorial / Muzeum Auschwitz Profil · Zurück · Weiter



Auschwitz Memorial / Muzeum Auschwitz
70 years ago, most probably on 3 September 1941, the first mass attempt of killing people with Zyklon B gas took place in the Auschwitz I camp. Around 850 people were murdered. Right after the evening roll-call in 28 cells in the cellars of block 11 (at that time block 13) Germans locked around 600 Soviet POWs and 250 sick Polish prisoners selected from camp hospital.

In the volume of Voices of Memory about history of crematories and gas chambers in the Auschwitz camp, Dr. Piotr Setkiewicz, the head of the

Album: Fragments of history / Skrawki historii · 43 von 45

Geteilt mit Öffentlich

Herunterladen

Dieses Foto melden

Bild aus dem Fotoalbum, das die Gedenkstätte Auschwitz auf ihrem Facebook-Profil zeigt,

www.facebook.com/#!/photo.php?fbid=10150282477991097&set=a.175498121096.127969.170493316096&type=3&theater [letzter Zugriff: 10. 10. 2011]

Wobei die Nutzer sich auch gegenseitig kontrollieren würden.²⁶ Die »Public Relations Section« der Gedenkstätte stellt auf der Pinnwand regelmäßig Informationen zu historischen Ereignissen im Lager zur Verfügung. Am 11. September 2011 steht zum Beispiel folgender Eintrag auf der Pinnwand: »On 11 September 1942 SS-Oberscharführer Josef Klehr, an SS medical orderly (Sanitätsdienstgrad – SDG), killed a Dutch Jew Heiman Kohen (no. 52425) with a poker in the corridor of block 20 of the Auschwitz I camp. He ordered to move the body of the murdered to the morgue in the basement of block 28 and issue a death certificate according to which Kohen died from natural causes.«²⁷ Diese historischen Rückblicke stellt die Gedenkstätte meistens auf Englisch und Polnisch zur Verfügung, verschiedene Nutzer übersetzen sie auf freiwilliger Basis in sieben andere Sprachen: Deutsch, Italienisch, Spanisch, Hebräisch, Französisch, Portugiesisch und Ungarisch.²⁸

Welcher Art sind nun die Kommentare unter diesen Einträgen? Sätze wie »Never forget« sind unter jedem der Postings zu finden. Auch das Entsetzen der Nutzer über die in den Konzentrationslagern begangenen Grausamkeiten drückt sich immer wieder aus, zum Beispiel in Beiträgen wie »There are no words to describe terror and horror ...«.²⁹ Andere Nutzer wollen Näheres über die Ereignisse erfahren. Unter dem Eintrag vom 11. September 2011 erkundigt sich einer, ob der SS-Obersturmbannführer Josef Klehr nach dem Zweiten Weltkrieg bestraft wurde.³⁰ Der Mitarbeiter der Gedenkstätte ant-

wortete auf diese Frage mit einem Link zu dem Wikipedia-Artikel über Josef Klehr. Die historischen Rückblicke auf dem Facebook-Profil könnten in Anlehnung an Dörte Hein als »Gesprächsanlässe« bezeichnet werden.³¹ Sie motivieren die Nutzer dazu, sich näher mit dem Thema zu beschäftigen und sich untereinander auszutauschen. Deshalb lohnt es sich, darüber nachzudenken, ob die Nutzer des Facebook-Profiles nicht Ansätze einer »Online-Erinnerungsgemeinschaft« bilden.³²

Hein schreibt in ihrer Dissertation, im Internet fehle das Bewusstsein für eine gleichzeitige Nutzung, deshalb sei die Rezeption individueller.³³ Gerade auf Facebook besteht jedoch die Möglichkeit einer bewusst gleichzeitigen Partizipation. Unter dem Eintrag der Gedenkstätte Auschwitz vom 11. September wurden innerhalb einer Stunde 13 Kommentare geschrieben, teilweise mit nur wenigen Minuten Abstand. Die Nutzer gehen dabei nicht immer, aber doch sehr oft direkt auf die Beiträge der anderen ein. Es entsteht durchaus der Eindruck, als definierten sie sich über ein gemeinsames Bewusstsein – das Bewusstsein, gemeinsam die Erinnerung an den Holocaust wach zu halten und die begangenen Verbrechen nicht zu vergessen.

Ein weiteres Angebot auf dem Facebook-Profil der Gedenkstätte Auschwitz sind die Fotoalben. Besonders interessant ist eine Beschäftigung mit dem Album »Fragments of history«, das historische Fotografien, Zeichnungen von KZ-Häftlingen sowie Abbildungen von Dokumenten, Aufnahmen der Gedenkstätte und die Fotografie einer Dose – wahrscheinlich ein Objekt aus dem Museum – mit der Aufschrift »Giftgas« enthält. Insgesamt befinden sich in dem Fotoalbum 43 Bilder.

Unter der Fotografie der Dose steht ein Informationstext zum ersten Einsatz des Giftgases Zyklon B im Konzentrationslager Auschwitz. Über die Fotografie selbst steht in dem Text nichts. 61 Einträge hinterließen die Nutzer auf dieser Seite.³⁴ Ähnlich wie bei den Kommentaren auf der Pinnwand befinden sich darunter zahlreiche, die dazu ermahnen, die Grausamkeiten nicht zu vergessen. Auffällig ist, dass Nutzer hier öfter von ihrer persönlichen Betroffenheit erzählen, wie Jerry Minsk: »I will never forget. May my grandparents rest in peace. All four murdered at the hands of these detestable 'people'. Please no one tell me otherwise. I am fifty years old and can never justify it.«³⁵ Eine andere historische Fotografie zeigt laut zugehörigem Text die beginnende Evakuierung des Lagers am 17. Januar 1945. An diesem Tag vernichtete Lager-Arzt Josef Mengele sein medizinisches Versuchslabor und nahm alle Papiere mit sich, die seine Experimente mit Häftlingen dokumentierten. Auch in diesem Text sucht man vergeblich nach Information zu der Fotografie an sich. Dennoch veranlasst sie Lydia Sultanik, einen Einblick in ihre Familiengeschichte zu geben: »... my aunt was a Mengele twin ... need I say more?????«³⁶ Für Nachkommen von Konzentrationslager-Häftlingen scheinen die Fotos ein Anlass zu sein, sich mit dem Schicksal ihrer Angehörigen auseinanderzusetzen und anderen davon zu berichten. Es geht nicht so sehr um den konkreten Inhalt der Bilder, sondern darum, dass sie Szenen aus dem Konzentrationslager zeigen. Sie sind der Anstoß für den Austausch mit Menschen, die eine ähnliche Familiengeschichte haben und deren Meinung über den Holocaust sich mit der eigenen deckt. Für die übrigen Nutzer sind die persönlichen Geschichten ähnlich wie die Fotografien Impulse, sich untereinander auszutauschen.

Auch die Gedenkstätte Yad Vashem ist auf ihrem Facebook-Profil sehr aktiv. Sie bietet ihren Nutzern nicht wie die Gedenkstätte in Auschwitz regelmäßige historische Rückblicke, sondern informiert vor allem über aktuelle Veranstaltungen. Die Anzahl

der Nutzer-Beiträge ist nicht ganz so hoch wie die auf dem Profil der Gedenkstätte Auschwitz. Auffällig ist jedoch, dass die Kommentare auf beiden Profilen oft sehr ähnlich sind, obwohl die Einträge der Gedenkstätten unterschiedliche Ansatzpunkte haben. Auch auf der Seite von Yad Vashem finden sich häufig Ermahnungen wie »never forget«. Ebenso erzählen hier viele Nutzer von ihrem realen Besuch der Gedenkstätte. Die meisten beschreiben ihn als emotional bewegend sowie erschütternd und empfehlen den Ort für einen Besuch weiter.

Fotoalben stehen auf dem Profil von Yad Vashem ebenfalls zur Verfügung. Zum einen gibt es Alben zu Veranstaltungen und dem Gelände der Gedenkstätte. Zum anderen mischen sich Fotos aus dem Museum mit historischen Fotografien und Dokumentenabbildungen. Eine Kontextualisierung der Fotos in Form von Informations-Texten findet nicht statt. Der Nutzer weiß also weder, wer oder was auf den Fotografien zu sehen ist, noch, aus welchem Jahr die Aufnahmen stammen. Unter den Fotografien sind nur wenige Kommentare von Nutzern zu finden. Ob dies an den fehlenden Informationen seitens der Gedenkstätte oder einfach an den Nutzern selbst liegt, kann nicht beurteilt werden.

Die Facebook-Profile der Gedenkstätten Auschwitz und Yad Vashem sind zwei herausragende Beispiele. Viele Museen und Gedenkstätten verzichten bis jetzt darauf, ihre Nutzer auf Facebook mit historischen Fotografien zu bombardieren. Das Museum of Jewish Heritage beispielsweise zeigt auf seinem Facebook-Profil nur Fotos von Veranstaltungen und bietet seinen Nutzern auf der Pinnwand Informationen rund um das jüdische Leben in New York.³⁷

Potenziale und Probleme des Online-Gedenkens

Die Online-Gedenkbücher und -Datenbanken bieten zunächst einen ganz pragmatischen Vorteil: Die Biografien der unzähligen Opfer aus aller Welt können nur mithilfe der elektronischen Datenübermittlung zentral gesammelt werden.³⁸ Durch die internationale Zusammenarbeit der unterschiedlichsten Einrichtungen sowie die Mithilfe von Angehörigen, Überlebenden und Interessierten können die Unmengen an Daten an einem Ort zusammengeführt werden. Ohne das Internet wäre eine solche Aufgabe nicht zu lösen.

Inhaltlich ermöglichen Fotos und kurze Biografien ein individuelleres Gedenken an die Opfer. Sie geben ihnen sprichwörtlich ein Gesicht. »Die Personalangaben der Datenbank sollen als Biografie entdeckt werden, und als Leben, Herkunft, Familie, Engagement lesbar sein«, erklärt Harry Stein von der Gedenkstätte Buchenwald.³⁹ Die Häftlinge werden nicht mehr nur über ihre Geburts- und Sterbedaten definiert, sondern auch über ihr Leben vor der Gefangennahme und Einlieferung ins Konzentrationslager.

Das Gedenken funktioniert bei den untersuchten Beispielen vor allem über Emotionalität und Visualisierung. Die persönlichen Geschichten der Opfer in Verbindung mit den Fotografien regen aufgrund ihrer Anschaulichkeit dazu an, sich ausführlicher mit den Einträgen zu beschäftigen. Sie erlauben einen persönlichen Zugang zu den einzelnen Geschichten und holen die Opfer aus ihrer Anonymität heraus. Auf diese Weise scheint sich im Internet eine neue Form des Erinnerns zu entwickeln. Es ist emotional, visuell und individuell, da unabhängig von Ort und Zeit. Es ist abgekoppelt von religiösen Ritualen⁴⁰ und findet zwar nicht in der Gemeinschaft statt, steht aber jedem offen, auch wenn er nicht zum selben Kollektiv wie die Opfer gehört.

Die freie Verfügbarkeit der Daten weist aber bereits auf die erste Problematik hin: Die Veröffentlichung von Daten im Internet zieht Sicherheitsfragen nach sich. Die Gedenkstätten und Museen haben mit der Veröffentlichung der Daten im Internet keine Kontrolle mehr über sie. Jeder kann darauf zugreifen, die weitere Verwendung liegt dann nicht mehr in ihrer Macht. Die Frage des Datenschutzes scheint in Deutschland allerdings eine größere Rolle zu spielen als beispielsweise in Israel. Die deutschen KZ-Gedenkstätten zeigen zwar prinzipiell eine zunehmende Offenheit gegenüber Online-Versionen ihrer Gedenk- und Totenbücher, sie wollen jedoch nicht alle Daten veröffentlichen, über die sie verfügen. In den Online-Totenbüchern der Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora stehen nur grundlegende Daten über die Häftlinge, in der Datenbank von Yad Vashem alle Angaben aus der »Page of Testimony«, einschließlich des Namens des Einsenders.

Da die Gedenkbücher und Datenbanken im Internet keinen Austausch mit den Nutzern ermöglichen, verweisen viele Einrichtungen auf ihrer Website auf ihr Facebook-Profil. Bei den untersuchten Beispielen – Auschwitz und Yad Vashem – erfolgt die Erinnerung an die Opfer über die Kommunikation und den Informationsaustausch, die die historischen Rückblicke und Fotoalben auslösen. Diese Art des Gedenkens gibt mehr Anlass zur Diskussion als das auf den Websites. Die Gedenkbücher und Datenbanken zeichnen sich durch ihre würdige Gestaltung aus. Die Facebook-Profile lassen diese Würde vermissen.

Zunächst einmal muten die Begrifflichkeiten der Internetplattform im Zusammenhang mit Informationen zu Holocaust und Nationalsozialismus seltsam schief an. Das fällt auch den Nutzern auf: Immer wieder finden auf der Pinnwand der Gedenkstätte Auschwitz Diskussion darüber statt, ob es sinnvoll ist, den »Gefällt-mir-Button« unter den Einträgen der Gedenkstätte zu verwenden. Die kritischen Stimmen bezweifeln das. Andere meinen hingegen, »Gefällt mir« sei hier eher als »Das finde ich interessant« oder »Danke für die Information« aufzufassen. Es wäre angemessener, gäbe es für solche Zusammenhänge auch wirklich einen »Finde-ich-interessant«-Button bei Facebook. Der »Gefällt-mir«-Button ist bei dieser Thematik nicht angebracht, da er mit einer würdigen Erinnerung an die Opfer nicht in Einklang steht.

Problematischer als die Pinnwandeinträge sind die Fotoalben, die sich die Nutzer auf dem Facebook-Profil der Gedenkstätte Auschwitz ansehen können. Zwar befindet sich unter jedem Bild ein kurzer Text, für eine kritische Auseinandersetzung reicht er jedoch nicht aus – zumal er sich gar nicht auf die Fotografien selbst bezieht, sondern auf ein Ereignis, das die Fotos illustrieren. Die einzelnen abgebildeten Fotografien sind aus ihrem übergeordneten Zusammenhang gerissen und haben keinen Bezug zueinander. Auch im Facebook-Album der Gedenkstätte Yad Vashem stehen die Bilder völlig unzusammenhängend nebeneinander und werden den Nutzern ohne jegliche Kontextualisierung angeboten. Der Sinn dieses Fotoalbums erschließt sich nicht.

Stattdessen sollten historische Fotografien als Quellen behandelt, also analysiert und in einen historischen Kontext eingeordnet werden. Sie können nicht einfach zur Illustration von Grausamkeiten dienen, denn dadurch entsteht die Gefahr einer



Fotoalbum auf dem Facebook-Profil der Gedenkstätte Yad Vashem, www.facebook.com/#!/yadvashem?sk=photos, [letzter Zugriff: 10. 10. 2011]

unreflektierten Betroffenheitspädagogik. Die Kommentare der Nutzer lassen auf tiefe Erschütterung angesichts der Fotografien schließen. Aber hilft diese emotionale Betroffenheit bei einer Auseinandersetzung mit dem Thema? Insgesamt erwecken die Fotoalben den Eindruck, Aufklärung über den Holocaust vor allem durch »emotionale Dämonisierung« zu betreiben. Dieser Begriff stammt vom Geschichtsdidaktiker Bernd Mütter und meint die Dämonisierung der Verantwortlichen und Täter, die eine Orientierung für Gegenwart und Zukunft blockiere. Eine emotionale Rezeption verenge die Wahrnehmung auf eine Täter-Opfer-Polarisierung, die nur noch Anklage und Verurteilung zulasse, nicht aber historisches Verstehen und Erklären.⁴¹ Historisches Lernen ist unter diesen Umständen nicht möglich. Die Kommentare der Nutzer konzentrieren sich auf die Grausamkeiten der Täter. Das verdrängt die Opfer aus dem Sichtfeld und wird ihnen nicht gerecht.

Weiterhin stellt sich die Frage, ob die Bilder nicht auch einfach eine Art von Sensationsgier befriedigen. Die Fotoalben verleiten dazu, sich ein Bild nach dem anderen anzusehen, ohne darüber nachzudenken, was man da eigentlich vor Augen hat. Regen die Bilder wirklich zum Nachdenken über den Nationalsozialismus an oder werden sie zu einer Art Zeitvertreib? Facebook ermöglicht es, die Fotografien auf den eigenen Computer herunter zu laden. Es erscheint jedoch wenig sinnvoll, sich solche Bilder auf seinem Computer immer wieder anzusehen, da eine Anleitung zur sinnvollen Auseinandersetzung fehlt. Die weitere Verwendung der historischen Zeugnisse ist nicht kontrollierbar.

Eines ist bei Facebook-Profilen unerlässlich: Sie müssen regelmäßig betreut werden. Eine Seite auf Facebook ist kein Selbstläufer. Soll sie sinnvoll eingesetzt werden, muss es einen Mitarbeiter geben, der für Kontrolle und Aktualisierung zuständig ist. Einrichtungen sollten sich genau überlegen, zu welchem Zweck sie das Profil anlegen möchten und welche Informationen dort zur Verfügung stehen sollen. Andernfalls läuft es ins Leere oder vermittelt den Nutzern sogar problematische Eindrücke der Vergangenheit.

Zusammenfassung und Ausblick

Bisher ist die Zahl der Beispiele für Online-Gedenken an die Opfer des Holocaust noch gering – vor allem in Deutschland. Erkennbar ist jedoch schon jetzt der Trend, Gedenken im Internet vor allem visuell, individuell und emotional zu gestalten. Dass dadurch traditionelle, nicht virtuelle Formen des Gedenkens abgelöst werden, ist vorerst nicht vorstellbar.

Innerhalb der Datenbanken und Gedenkbücher ist zu unterscheiden zwischen solchen, die alle Opfer registrieren und denjenigen, die auf eine einzelne Opfergruppe ausgerichtet sind. Die Totenbücher der Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbauroda sowie die Datenbank des US Holocaust Memorial Museum erinnern an Opfer aller verfolgten Gruppen. Sie dienen der Würdigung der Opfer, der Forschung und der Bildungsarbeit. Bei Yad Vashem und dem Vancouver Holocaust Education Centre steht neben diesen Aspekten die Stärkung der jüdischen Identität im Vordergrund, wobei die Datenbank der israelischen Gedenkstätte einen starken nationalen Charakter hat. Ob und inwiefern auch andere Opfergruppen – beispielsweise Sinti und Roma oder die Zeugen Jehovas – ihre kollektive Identität über eigene Gedenkbücher und Datenbanken ausdrücken, wäre eine lohnenswertere Fragestellung für anschließende Untersuchungen.

Ina Lorenz absolvierte ihren Bachelor in Kulturgeschichte mit den Nebenfächern Soziologie, Neuere Deutsche Literaturwissenschaft und Kunstgeschichte. Derzeit studiert sie den Master-Studiengang Public History an der Freien Universität Berlin. Der vorliegende Artikel entstand im Rahmen eines Praktikums im Gedenkstättenreferat der Stiftung Topographie des Terrors.

- 1 Vgl. Facebook-Profil der Gedenkstätte Auschwitz, www.facebook.com/#!/auschwitzmemorial [letzter Zugriff: 5. 9. 2011].
- 2 Vgl. Totenbuch der Gedenkstätte Buchenwald <http://totenbuch.buchenwald.de/names/details/reset/true/person/5625/ref/recherche/refact/biography> [letzter Zugriff: 27. 9. 2011].
- 3 Dörte Hein, Erinnerungskulturen online. Angebote, Kommunikatoren und Nutzer von Websites zu Nationalsozialismus und Holocaust, Konstanz 2009.
- 4 Vgl. Ebd., S. 256.
- 5 Zur Definition von »gedenken« siehe: Thomas Lutz, Zwischen Vermittlungsanspruch und emotionaler Wahrnehmung. Die Gestaltung neuer Dauerausstellungen in Gedenkstätten für NS-Opfer in Deutschland und deren Bildungsanspruch. Berlin 2009, S. 52.
- 6 Zu Zielen und Nutzen von Gedenkbüchern vgl. Christian Römmer, Die Würde zurückgeben? Warum wir Gedenkbücher erstellen, in: Das KZ Neuengamme und seine Außenlager. Geschichte, Nachgeschichte, Erinnerung, Bildung. Herausgegeben im Auftrag der KZ-Gedenkstätte Neuengamme von Oliver von Wrochem unter Mitarbeit von Lars Jockheck, Berlin 2010, S. 262.
- 7 Diesen Hinweis gab Dr. Jens-Christian Wagner, Leiter der Gedenkstätte Mittelbau-Dora, in einem Telefongespräch.
- 8 Vgl. Totenbuch der Gedenkstätte Buchenwald, <http://totenbuch.buchenwald.de/recherche/biography/reset/true> [letzter Zugriff: 13. 9. 2011].
- 9 Antwort von Dr. Harry Stein auf eine Anfrage der Verfasserin an die Gedenkstätte Buchenwald per E-Mail.
- 10 Vgl. Totenbuch der Gedenkstätte Buchenwald, <http://totenbuch.buchenwald.de/names/details/reset/true/person/3134/ref/recherche/refact/biography> [letzter Zugriff: 9. 9. 2011].
- 11 Diese Information entstammt der Antwort von Albert Knoll auf eine Anfrage der Verfasserin per E-Mail an die KZ-Gedenkstätte Dachau.
- 12 Diese Information entstammt der Antwort von Dr. Reimer Möller auf eine Anfrage der Verfasserin an die KZ-Gedenkstätte Neuengamme.
- 13 Diese Information entstammt der Antwort von Johannes Ibel auf eine Anfrage der Verfasserin an die KZ-Gedenkstätte Flossenbürg.
- 14 Vgl. Yad Vashem, www1.yadvashem.org/yv/en/remembrance/names/about.asp [letzter Zugriff: 8. 9. 2011].
- 15 Vgl. Yad Vashem, www1.yadvashem.org/yv/en/remembrance/names/names_data_base.asp. [letzter Zugriff: 9. 9. 2011].
- 16 Vgl. Ebd.
- 17 Vgl. Yad Vashem, www1.yadvashem.org/yv/en/remembrance/names/why_collect_names.asp [letzter Zugriff: 13. 9. 2011].
- 18 United States Holocaust Memorial Museum, www.ushmm.org/remembrance/ [letzter Zugriff: 4. 10. 2011].
- 19 Holocaust Survivor and Victim Database, <http://resources.ushmm.org/hsv/> [letzter Zugriff: 4. 10. 2011].
- 20 Holocaust Survivors and Victims Resource Centre, www.ushmm.org/research/collections/resourcecenter [letzter Zugriff: 5. 10. 2011].
- 21 Vgl. Faces of Loss, www.vhec.org/fol/fol.html [letzter Zugriff: 27. 9. 2011].
- 22 Vgl. Faces of Loss, www.vhec.org/fol/popup-template.php?page_id=Bernhardt&tthumb_id=0 [letzter Zugriff: 9. 9. 2011].
- 23 Vgl. Open Hearts – Closed Doors, www.virtualmuseum.ca/Exhibitions/orphans/english/biographies/waisman/chapter1_2.html [letzter Zugriff: 30. 9. 2011].
- 24 Vgl. Faces of Loss, www.vhec.org/fol/fol_rk.html [letzter Zugriff: 9. 9. 2011].
- 25 Vgl. Facebook-Profil der Topographie des Terrors, www.facebook.com/TopographieDesTerrors?ref=ts sowie Facebook-Profil des Jüdischen Museums Berlin www.facebook.com/jmberlin.
- 26 Diese Information entstammt der Antwort von Pawel Sawicki auf eine Anfrage der Verfasserin an die KZ-Gedenkstätte Auschwitz.
- 27 Vgl. Facebook-Profil der Gedenkstätte Auschwitz, www.facebook.com/jmberlin#!/auschwitzmemorial [letzter Zugriff: 14. 9. 2011].
- 28 Diese Information entstammt der Antwort von Pawel Sawicki auf eine Anfrage der Verfasserin an die KZ-Gedenkstätte Auschwitz.

- 29 Beitrag von Nora Fischbach am 11. September 2011, Facebook-Profil der KZ-Gedenkstätte Auschwitz, www.facebook.com/#!/auschwitzmemorial [letzter Zugriff: 16. 9. 2011].
- 30 Beitrag von Louis Montclair am 11. September 2011, Ebd.
- 31 Vgl. Hein, Erinnerungskulturen online, S. 150.
- 32 Dörte Hein verwendet diesen Begriff in ihrer Dissertation: Vgl. Ebd., S. 17.
- 33 Vgl. Ebd., S. 213.
- 34 Vgl. Fotoalbum »Fragments of History« auf dem Facebook-Profil der KZ-Gedenkstätte Auschwitz, www.facebook.com/#!/photo.php?fbid=10150282477991097&set=a.175498121096.127969.170493316096&type=1&theater [letzter Zugriff: 16. 9. 2011].
- 35 Beitrag von Jerry Minsk am 3. September 2011, Ebd.
- 36 Beitrag von Lydia Sultanik am 17. Januar 2011, Ebd.
- 37 Vgl. Facebook-Profil des Museum of Jewish Heritage, www.facebook.com/#!/MuseumofJewishHeritage [letzter Zugriff: 4. 10. 2011].
- 38 Dieser Hinweis stammt aus einem Telefongespräch mit Dr. Wesley A. Fisher, wissenschaftlicher Direktor der Conference on Jewish Material Claims against Germany.
- 39 Antwort von Dr. Harry Steine auf eine Anfrage der Verfasserin an die Gedenkstätte Buchenwald per E-Mail.
- 40 Dieser Hinweis stammt ebenfalls aus dem Telefongespräch mit Dr. Wesley A. Fisher.
- 41 Vgl. Mütter, Bernd: HisTourismus. Geschichte in der Erwachsenenbildung und auf Reisen (Oldenburger Schriften zur Geschichtswissenschaft, 8), Oldenburg 2008, 113. Mütter bezieht die »emotionale Dämonisierung« zwar auf historische Orte, sie kann aber zu historischem Lernen im Allgemeinen in Bezug gesetzt werden.

»Baracke 13« und das Thema »Lageralltag«

DIE WIEDERHERRICHTUNG
EINER ZWANGSARBEITERUNTERKUNFTSBARACKE

Christine Glauning

»Baracke 13« ist eine von 13 Unterkunftsbaracken des ehemaligen Zwangsarbeitslagers in Berlin-Schöneweide. Sie gehörte zu den ersten Gebäuden des Lagers, die ab 1943 errichtet wurden. Nach Kriegsende nutzte die Rote Armee die Baracke kurzzeitig als Materiallager. In den folgenden Jahren zogen verschiedene Werkstätten ein. Unter anderem unterhielt hier der Volkseigene Betrieb (VEB) Kühlautomat eine Ausbildungswerkstatt. Ab 2003 diente das Gebäude zur Aufbewahrung von Antiquitäten und Baustoffen. Baracke 13 wurde 2009 vom Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit übernommen und als beispielhafte Unterkunftsbaracke hergerichtet; seit Ende August 2010 ist sie für Besucher zugänglich.

Seit 2006 befindet sich das Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit, eine Abteilung der Stiftung Topographie des Terrors, auf dem Gelände dieses historischen Ortes. 1944/1945 waren hier zivile Zwangsarbeiter/innen, weibliche KZ-Häftlinge und – in Baracke 13 – italienische Militärinternierte und italienische Zivilarbeiter untergebracht und bei den umliegenden Betrieben des damaligen Rüstungszentrums Schöneweide eingesetzt. Der zeitgenössische Name »GBI-Lager 75/76« bezieht sich auf den »Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt« und späteren Rüstungsminister Albert Speer. Statt monumentaler Repräsentationsgebäude für die »Welthauptstadt Germania«, die Speer im Auftrag Hitlers bauen sollte und die den nationalsozialistischen Größenwahn im Berliner Stadtbild manifestieren sollten, sind unter seiner Ägide lediglich Zweckbauten wie Luftschutzbunker und Zwangsarbeiterlager errichtet worden, die nur noch in Einzelfällen erhalten sind.¹

Entstanden ist das Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit nach langjährigem und hartnäckigem Engagement verschiedener Initiativen und einzelner Bürger und Bürgerinnen.² Hier wird mit Ausstellungen, Veranstaltungen und verschiedenen Bildungsangeboten über die Geschichte der NS-Zwangsarbeit informiert. Charakteristisch für diesen historischen Ort ist auf der einen Seite sein guter Erhaltungszustand als Lagerensemble³, das inmitten eines Wohngebiets liegt. Auf der anderen Seite prägt das Gelände die starke Überformung durch die Nutzung in der Nachkriegszeit, die zum Teil bis heute andauert. In sechs Baracken (heute Dokumentationszentrum) war von 1946 bis 1989 ein Impfstoff-Institut untergebracht, das sowohl das äußere wie innere Erscheinungsbild des ehemaligen Zwangsarbeiterlagers stark veränderte: So überlagern vergitterte Fenster, verputzte Fassaden, geflieste Wände, Laboreinrichtungen, Kühlkammern, Tierställe (für Versuche mit Impfstoffen) und sonstige Installationen die ursprünglichen Räume und Oberflächen. Zwei der sechs Baracken sind 2005/2006 umgebaut worden. Sie beherbergen Ausstellungs- und Seminarräume, Bibliothek, Archiv und Büros. Die anderen Baracken des ehemaligen Lagergeländes werden bis heute fremdgenutzt: als Autowerkstatt, Sauna, Kita, Autohändler und Kegelgaststätte.

Die Überformung des Geländes und die baulichen Veränderungen an den einzelnen Baracken stellten in der Vergangenheit eine der größten Herausforderungen für die

pädagogische Arbeit dar. Diese hat sich zur Aufgabe gemacht, über das Schicksal der Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen – und hier besonders der größten Gruppe der Zivilarbeiter – im Deutschen Reich zu informieren. Die starke bauliche Präsenz der Nachgeschichte drängt die ursprüngliche Geschichte des Ortes als Zwangsarbeiterlager in den Hintergrund. Die einzelnen Nutzungsschichten können vom Besucher ohne Erläuterung nicht auseinanderdividiert werden, bauliche Details wie vergitterte Fenster aus der Nachkriegszeit werden der NS-Zeit zugeordnet. Hinzukommt die durch die mediale Bilderflut beeinflusste Erwartungshaltung der Besuche und Besucherinnen, die bestimmte Motive (Ikons) aus dem Bilderkanon der Konzentrations- und Vernichtungslager – Wachturm, Krematorium, Gaskammer – erwarten und oft Schwierigkeiten haben, sich auf diesen Ort einzulassen.



Laboreinrichtungen
des Impfstoffinstituts,
2008. Foto: Dokumen-
tationszentrum
NS-Zwangsarbeit,
M. Steffen

Insofern war es ein Glücksfall, dass Baracke 13, die sich bis dahin in Privatbesitz befand, von den Eigentümern zum Verkauf angeboten wurde, da diesen die denkmalgerechte Sanierung des Gebäudes zu aufwändig und teuer wurde. Die Besonderheit dieser Baracke besteht darin, dass hier – trotz einzelner Veränderungen – zahlreiche bauliche Details erhalten geblieben sind, die sonst an keiner Stelle des historischen Ortes zu finden sind: z.B. die Original-Fenster und ein Teil der originalen Fensterläden, originale Oberflächen im Innern, der Flur und vor allem Inschriften von italienischen Zwangsarbeitern an den Wänden im Keller.

Die grundlegende Frage, wie mit dieser Baracke im Detail umzugehen sei, wurde intensiv diskutiert. Die Überlegungen betrafen sowohl das Restaurierungskonzept wie auch die Frage, wie die Räume zu »bespielen« seien, vor allem vor dem Hintergrund, dass Besucher immer wieder den Nachbau einer Stubeneinrichtung forderten, um sich besser vorstellen zu können, wie der Alltag von Zwangsarbeitern aussah. So verständlich der Wunsch nach mehr Anschaulichkeit ist, so problematisch wäre die praktische Umsetzung. Aufgrund mangelnder Quellen ist die detaillierte Ausstattung nicht rekonstruierbar und sind originale Einrichtungsgegenstände nicht erhalten.⁴ Nicht nur aus diesem Grund wurde entschieden, keine Inneneinrichtung nachzubauen, sondern vor allem, weil es ein Trugschluss wäre, anzunehmen, man könnte über eine bauliche Rekonstruktion historische Inhalte besser vergegenwärtigen oder das Leiden der in den Lagern inhaftierten Menschen besser nachempfinden.

Ruth Klüger hat in ihren Erinnerungen »Weiter leben« ihren Besuch in der KZ-Gedenkstätte Dachau beschrieben und damit sehr deutlich ausgedrückt, was über 65 Jahre nach Kriegsende auf den ersten Blick eben nicht mehr an historischen Orten vermittelt werden kann: »Da war alles sauber und ordentlich, und man brauchte schon mehr Phantasie, als die meisten Menschen haben, um sich vorzustellen, was dort vor vierzig Jahren gespielt wurde. Steine, Holz, Baracken, Appellplatz. Das Holz riecht frisch und harzig, über den geräumigen Appellplatz weht ein belebender Wind, und diese Baracken wirken fast einladend. Was kann einem da einfallen, man assoziiert eventuell eher Ferienlager als gefoltertes Leben. Und heimlich denkt wohl mancher Besucher, er hätte es schon schlimmer gehabt als die Häftlinge da in dem ordentlichen deutschen



Luftaufnahme des »GBI-Lagers 75/76«, 1945; links die sechs Baracken, die nach 1945 als Impfstoffinstitut genutzt wurden und seit 2006 zum Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit gehören. Rechts »Baracke 13«. Foto: www.luftbildfdatenbank.de, Dr. Carls.

Baracke 13 vor der Sanierung, 2008. Foto: Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit, M. Steffen

Lager. Das Mindeste, was dazugehörte, wäre die Ausdünstung menschlicher Körper, der Geruch und die Ausstrahlung von Angst, die geballte Aggressivität, das reduzierte Leben.«⁵

Auch Besucher des Dokumentationszentrums NS-Zwangsarbeit haben ihre erste visuelle Assoziation mit Ferienlager oder auch »Gastarbeiter«-Unterkunft beschrieben.⁶ Trotzdem sind historische Orte heute mehr als nur sauber und ordentlich: Auf den zweiten Blick sind sie rau, sperrig, manchmal irritierend und uneindeutig. Aufgabe der Gedenk- und Erinnerungsorte oder Dokumentationszentren an historischen Orten ist es, den Besuchern Brücken zu bauen, die es ihnen ermöglichen, sich auf die vorgefundenen Relikte einzulassen, sie zu »lesen«, ihre Geschichte zu erkunden und so einen visuellen Einstieg in das jeweilige Thema – hier die Geschichte der NS-Zwangsarbeit – zu finden.

Sanierung und Restaurierung: die Baracke als Exponat

Zentraler Ausgangspunkt für die Sanierung war, die Baracke als Exponat zu begreifen und dementsprechend nur notwendige und behutsame Eingriffe in die Bausubstanz vorzunehmen. Zunächst zeigten sich ganz konkrete bauliche Probleme, die zum Teil bekannt waren – wie der sich absenkende Keller und daraus resultierende Setzungsrisse in der Fassade –, oder die zum Teil erst nach Projektbeginn zutage traten – wie eine hoch kontaminierte Dachdeckung, die aufwendig abgebaut und erneuert werden musste – und die Gesamtkosten steigen ließ. Gerade die Gründungssanierung erforderte dann doch gravierendere Maßnahmen: Mit einem »Verdichtungsinjektionsverfahren« wurde Beton in die Hohlräume unter dem Kellerboden eingespritzt, um weitere Setzungsbewegungen zu verhindern und die Baracke zu stabilisieren.

Grundsätzliches Ziel der Restaurierungsmaßnahme bestand in der strukturellen Wiederherrichtung der Baracke, um die Unterkunftsituation zu verdeutlichen: Die ursprüngliche serielle Gliederung der Baracke mit längs verlaufendem Flur und davon abgehenden, insgesamt 12 Unterkunftsstuben sollte wieder sichtbar gemacht werden. Dies ließ sich nicht ohne Teilrekonstruktionen umsetzen. So sind z.B. in der Nachkriegszeit abgerissene Wände ersetzt, eine nachträglich eingebaute Holztür an der Außenwand oder ein nachträglich eingesetztes Fenster zugemauert oder die verloren gegangenen Ummauerungen von einigen Kellerabgängen wieder aufgemauert worden.⁷ Bei all diesen Wiederherstellungsmaßnahmen wurde großen Wert darauf gelegt, dass zwar ähnliche Baumaterialien verwendet wurden, aber trotzdem deutliche Unterschiede zur originalen Bausubstanz sichtbar bleiben sollten. Im Fall der vielen nicht mehr vorhandenen Stubentrennwände sind am originalen Standort neue Wände eingezogen worden. Diese neuen Wände haben einen deutlichen Abstand zu den Außen- und Flurwänden und sind in einem neutralen modernen Hellgrau gestrichen. Sie unterscheiden sich nicht nur deutlich von den umgebenden Originalwänden, sondern können auch genutzt werden für Beschriftungen, wie die Raumthemen.

Im Verlauf der Restaurierung konnten zudem die beiden einzigen Funktionsräume – Wasch- und Toilettenraum – freigelegt werden. Im Waschraum wurde der einzig vorhandene Waschbrunnen aus einer anderen Baracke restauriert und hierher umgesetzt, zwei weitere Aufstellspuren von Waschbrunnen sind erhalten. Der ehemalige Toilettenraum ist in der Nachkriegszeit ebenfalls als WC genutzt worden. Die moderne Anlage wurde entfernt und so wurden die baulichen Relikte der Toiletten sichtbar.



Innenraum Baracke 13 vor der Sanierung, 2009. Foto: W. Vilain



Blick in eine Stube mit von der Decke hängenden Zitaten und dem Raumtitel »Hunger«, 2011. Foto: Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit, M. Steffen



Blick in den Waschraum mit einem erhaltenen Waschbrunnen, 2011. Foto: Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit, M. Steffen

Blick in den
Toilettenraum mit
erhaltenen Spuren der
Toiletten, 2011.
Foto: Dokumentations-
zentrum NS-Zwangs-
arbeit, M. Steffen



Einige der Baracken sind unterkellert, was in Zwangsarbeiterlagern eher ungewöhnlich war. Im Keller von Baracke 13 finden sich verschiedene Inschriften, die belegen, dass der Keller von den Insassen genutzt wurde – auch während der Luftangriffe: Es finden sich verschiedene italienische Namen und Worte sowie Daten von Angriffen aus der letzten Kriegsphase an den Wänden. Ein Teil der Inschriften soll auch für die Besuchergruppen zugänglich sein; diese wurden hinter Glas gesichert.

Die Originalwände in den Stuben zeigen zahlreiche Spuren der Nachkriegsnutzung: verschiedene Farb- und Putzschichten, helle Flächen, wo Schalttafeln angebracht waren usw. Diese Oberflächen sind lediglich gereinigt, ansonsten aber in ihrer vielschichtigen, lebendigen Struktur belassen worden. Hier zeigte sich am deutlichsten, dass es – selbst, wenn man es wollte – nicht möglich ist, einen historischen Ort auf seinen »Urzustand« zurückzuführen, da sich einzelne Farb- und Putzschichten nicht oder nur sehr schwer abtragen lassen, ohne die originale Bausubstanz zu beschädigen. Zudem wird hier auch offenkundig, dass die Nachnutzung und Überformung Teil der im Wortsinne vielschichtigen Geschichte historischer Orte ist, die den Umgang mit diesen Orten in der Nachkriegszeit widerspiegeln.

Das Außengelände ist analog zum restlichen Gelände des Dokumentationszentrums gestaltet. Da sich Baracke 13 am anderen Ende des historischen Lagerortes befindet, soll so eine visuelle Anbindung gewährleistet werden. Auch wurde Baracke 13 in das bestehende Informations- und Leitsystem integriert (verschiedenen Informationstafeln auf dem Außengelände und vor den einzelnen Baracken).

Musealisierung

Die Baracke als Exponat zu verstehen bedeutet auch, auf die Wirkung der Räume zu setzen und hier keine klassische Ausstellung einzurichten, sondern nur eine sparsame Musealisierung vorzunehmen. Die Gestaltung sollte zurückhaltend sein und den Blick auf die einzelnen Räume bzw. den Flur und auch den Blick durch die Fenster nach



Blick in zwei Stuben mit Zitaten aus Erinnerungsberichten ehemaliger Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen, 2011.
Foto: Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit, M. Steffen

außen nicht verstellen. Im Zentrum des Musealisierungskonzeptes stand das Thema Lageralltag. Dafür wurden Zitate aus Interviews, Erinnerungsberichten und anderen autobiografischen Quellen von ehemaligen Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen aus verschiedenen Berliner Lagern ausgewählt.

In deutscher Übersetzung und in der jeweiligen Originalfassung sind die Zitate auf milchigen, aber dennoch transparenten Tafeln angebracht und von der Decke abgehängt worden.⁸ Die Zitate in den verschiedenen Unterkunftsräumen wurden je bestimmten Aspekten des Lageralltags zugeordnet – wie Bewachung, Kontakte, deutsches Lagerpersonal, Lebensradius, Krankheit, Verzweiflung, Stube, Waschraum, Toiletten, Luftangriffe, Hunger, Freizeit. Auf die Zwangsarbeit selbst wird in den ausgewählten Zitaten verwiesen als etwas, was außerhalb der Baracke respektive des Lagers stattfand. Die Besucher entdecken beim Begehen der Baracke nach und nach in den Zitaten Ausschnitte aus dem Zwangsarbeiteralltag und können diese zu einem je eigenen Bild zusammensetzen. Mit dem Betreten von immer mehr Räumen verdichten sich die Einblicke in diesen Alltag. Die Zitate als indirekte Hinterlassenschaften korrespondieren mit den Inschriften an den Kellerwänden, die dort von ehemaligen Zwangsarbeitern als direkte Selbstzeugnisse angebracht wurden.

Die inhaltliche Klammer bilden drei Überblickstexte im Flur, die vom Allgemeinen zum Konkreten weisen: von den verschiedenen Zwangsarbeitergruppen allgemein, zum Lager Schöneweide und zur Baracke 13. Außerdem ist hier das zentrale Zitat zu lesen: »Wir wohnten in einer Baracke. Die Baracke war direkt in der Stadt. Während meines ganzen Aufenthaltes in Deutschland gab es nichts Schlechteres, als in der Baracke zu wohnen und zu essen.«

Die Zitate sind exemplarische Schlaglichter auf den Lageralltag. Sie lassen die Betroffenen selbst zu Wort kommen, ohne dass dies kommentiert wird. Der Besucher »flaniert« durch die Baracke und die einzelnen Themenräume und entscheidet selbst über die Dauer seines Verweilens. Die Stimmen der ehemaligen Zwangsarbeiter

bilden im Zusammenwirken mit den rauen Oberflächen und kargen kalten Räumen einen ersten, durchaus emotionalen und emphatischen Zugang zum Thema Lageralltag. Ursprüngliche Überlegungen, die Biografien der 18 Zitierten direkt auf die Wände zu geben, wurden wieder verworfen, um die Räume nicht zu überfrachten. Daher erfolgte die notwendige Rückbindung und Einbettung der einzelnen Zitate in die jeweilige Lebensgeschichte in Form einer eigenen Biografiebroschüre, die die Besucher mitnehmen können und die sich besonders für Schulklassen zur Vorbereitung eines Besuches eignet.



Keller mit Inschriften
(hier ohne Glas):
»17. 3. 45«, »18. 3. 45«,
»3. 4. 45« und »2 Volte«
(zwei Mal), 2011.
Foto: Dokumentations-
zentrum NS-Zwangs-
arbeit, M. Steffen

Steinernes Zeugnis: Original – Relikt – Replik?

Durch die Integration von Baracke 13 in das Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit hat sich die Vermittlungssituation wesentlich verbessert. Auch haben sich die Möglichkeiten der Arbeit am und mit dem historischen Ort ausgeweitet (z.B. Aufnahme von Inschriften im Keller im Rahmen von Workshops). Die Baracke steht als Kern eines Lagers stellvertretend für das nationalsozialistische Lagersystem. Das Lager Schöneweide ist ein exemplarischer Ort und repräsentiert den Typus eines mit verschiedenen Zwangsarbeitergruppen belegten Sammellagers, das sich mitten in der Stadt befindet.⁹ Ein wichtiges didaktisches Ziel – das auf den ersten Blick selbstverständlich wirkt, es aber nicht ist – besteht darin, zu zeigen, dass Zwangsarbeit nicht im Lager, sondern andernorts stattfand. Daher gilt es, weder die Baracke noch das Lager isoliert zu betrachten, sondern die verschiedenen umgebenden Räume mit in den Blick zu nehmen. Wie ein Stein, der ins Wasser geworfen wird, ist die Baracke der Ausgangspunkt: Es folgen das gesamte Lager, der Wohn-Stadtraum, die Arbeitseinsatzorte mit den jeweiligen Akteu-

ren – Profiteure, Zuschauer, (Mit)Täter – und ihrem Verhalten gegenüber den Zwangsarbeiter/innen.

Eine wichtige Aufgabe besteht weiterhin darin, den Besuchern zu zeigen, dass Lager nicht zwangsläufig gleich KZ und nicht gleich Vernichtungslager bedeutet. Auch die Herausforderung, die Geschichte der NS-Zwangsarbeit differenziert zu vermitteln, bleibt. Dazu gehören die unterschiedlichen Gruppen von Männern, Frauen und Kindern, die zur Arbeit gezwungen wurden und deren Lebensbedingungen extrem variierten – je nach Nationalität, Status, Kategorisierung innerhalb der rassistischen NS-Hierarchie sowie den vor Ort herrschenden Umständen und den mehr oder weniger genutzten Handlungsspielräumen der verantwortlichen Akteure. Dazu gehört auch, dass Zwangsarbeit als Massenphänomen im Verlauf des Zweiten Weltkrieges allgegenwärtig wurde und das breite Spektrum der Profiteure von den Rüstungsunternehmen bis hin zur deutschen Hausfrau reichte. Eine ausführliche Dokumentation des Themas Lageralltag, geschweige denn der Geschichte der NS-Zwangsarbeit, kann und soll in Baracke 13 nicht geleistet werden. Dies ist der Dauerausstellung vorbehalten, die derzeit erarbeitet und im Mai 2013 eröffnet wird.

Baracke 13 ist kein Relikt, das einfach übrig geblieben ist, sondern ein bauliches Denkmal, das infolge der Nachnutzung verändert wurde. Auch durch die Wiederherichtung ist eine weitere Schicht hinzugefügt worden. Originale Denkmale sind immer einem Transformationsprozess unterworfen. Insofern ist der Begriff der Authentizität



auch irreführend. Das Original gibt es nicht. Außerdem ist Authentizität kein Wert an und für sich, der sich selbst erklärt, sondern entsteht in der Wahrnehmung des Betrachters. Insofern ist auch zu fragen, wo die Aussagekraft des Originals die der Replik übersteigt – gerade angesichts der emotionalen Diskussionen und auch Projektionen, die am Beispiel der großen Rekonstruktionsprojekte (Dresdner Frauenkirche, Berliner Stadtschloss) zu beobachten sind. Alle heute noch existierenden historischen Orte aus der Zeit des Nationalsozialismus sind nicht im Zustand 1945 konserviert, sondern verändert, weiter genutzt, umgebaut wurden. Sie sind Fragmente und Träger historischer Informationen und müssen, wie jede Quelle, kritisch »gelesen« werden.

Aber: Originale Denkmäler sind immer noch einzigartig. Nur sie haben die Zeit überdauert und stehen stellvertretend für die vielen anderen Orte des NS-Terrors, von denen heute nichts mehr zu sehen ist. Insofern sind sie auch Beleg für die historischen Ereignisse – steinerne Zeugen. Die Diskussion um Original oder Nachbau mag eine zuweilen akademische, spezifisch deutsche Debatte sein, die sich dem normalen Besucher nicht erschließt. Originale sind aber – wie die Geschichte, für die sie stehen – nicht eindeutig, sondern vielschichtig. Die Fragen und Diskussionen, die sie auslösen, kann eine Replik nicht ersetzen.¹⁰

Dr. Christine Glauning, seit 2006 Leiterin des Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit Berlin-Schöneweide.

Baracke 13 mit umliegenden Wohnhäusern, 2010
Foto: Dokumentationszentrum NS-Zwangsarbeit, F. Hoffmann

- 1 Neben dem Lagerensemble Schönevide ist dies zum Beispiel ein Hochbunker in Schöneberg (Pallasstraße) sowie der »Schwerbelastungskörper« (ebenfalls in Schöneberg), ein gigantischer Betonpilz, der die für die »Germania«-Monumentalbauten notwendige Belastungsgrenze des Untergrundes testen sollte. Bei beiden Bauprojekten wurden Zwangsarbeiter eingesetzt.
- 2 Förderverein für ein Dokumentations- und Begegnungszentrum zur NS-Zwangsarbeit in Berlin-Schönevide e.V. (Hg.): »NS-Lager entdeckt«. Zwangsarbeiterlager Schönevide wird historischer Lernort, Berlin 2006.
- 3 Zwei von 13 Unterkunftsbaracken sind in der Nachkriegszeit abgerissen worden, eine kurz nach Kriegsende, eine erst um 2000.
- 4 Ausnahme ist ein Waschbrunnen, vgl. S. 4.
- 5 Ruth Klüger: Weiter leben. Eine Jugend, 3. Aufl. München 1995, S. 77.
- 6 Derartige Vergleiche, wie auch Vergleiche mit anderen Sammelunterkünften wie Reichsarbeitsdienst, Bundeswehr oder NVA werden von Besuchern auch im Sinne einer Relativierung geäußert.
- 7 Zum Teil fanden sich noch originale Bausteine, die dafür verwendet werden konnten.
- 8 Die ursprünglich favorisierte, in der Gestaltung noch zurückhaltendere Idee, die Zitate als Lichtprojektion auf die Wände zu bringen, hat sich im praktischen Versuch nicht bewährt, da durch die Fenster je nach Tageszeit mehr oder weniger Licht von außen fällt und die Texte zum Teil unlesbar machen würde.
- 9 Nicht typisch sind die Steinbauweise und die Unterkellerung. Schätzungsweise 3 000 Sammelunterkünfte für Zwangsarbeiter gab es allein in Berlin. Die Gesamtzahl aller Zwangsarbeitslager ist noch unbekannt. In der Ausstellung »Zwangsarbeit. Die Deutschen, die Zwangsarbeiter und der Krieg« wird die Zahl von 20 000 Lagern genannt, die tatsächliche Zahl war sicherlich sehr viel höher.
- 10 Vgl. Hanno Rauterberg: ECHT UNECHT. Über die Bedeutung der Denkmalpflege in Zeiten der Künstlichkeit. Vortrag in den Franckeschen Stiftungen am 19. Juni 2001 anlässlich der Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland (www.kunsttexte.de/download/denk/rauterberg.pdf).

Erinnerung an die größte Massenmord-Aktion im KZ Sachsenhausen

EIN KUNSTWERK VON HEIKE PONWITZ UND STEFANIE ENDLICH,
DEN SOWJETISCHEN KRIEGSGEFANGENEN GEWIDMET

Stefanie Endlich

Die Todeszone des KZ Sachsenhausen befand sich außerhalb des engeren Häftlingslager-Areals, am Nordrand des angrenzenden »Industriehofs«. Hier, auf der anderen Seite der Lagermauer und damit den Augen der Häftlinge entzogen, wurde 1942 die »Station Z« gebaut, ein großes einstöckiges Gebäude mit Krematoriumsöfen, Erschießungsbereich und einer später eingebauten Gaskammer. Über den baulichen Resten der Vernichtungsstätte spannt sich heute eine weiße, lichtdurchlässige Hülle, die zugleich den zentralen Gedenkort »Station Z« definiert. Wenn die Besucher Sachsenhausens durch die abstrahiert nachgezeichneten Elemente der Lagermauer hindurch den ehemaligen Vernichtungsbereich betreten, sehen sie zur rechten Hand ein großes, von Metallrahmen eingefasstes Schotterfeld. Es war 2005 mit der Neugestaltung der »Station Z« angelegt worden, blieb jedoch bis vor Kurzem noch ohne Erläuterung vor Ort und war auch auf dem Übersichtsplan nicht eingezeichnet. Jetzt erinnert eine künstlerische Installation daran, dass hier im Herbst 1941, also schon ein Jahr vor dem Bau der »Station Z«, die größte Massenmord-Aktion im KZ Sachsenhausen stattfand. Innerhalb von zehn Wochen wurden an dieser Stelle mehr als zehntausend sowjetische Kriegsgefangene in einer »Genickschuss-Baracke« ermordet.

Was war damals geschehen? Die Morde waren die Folge des völkerrechtswidrigen sogenannten »Kommissar-Befehls«. Während des Vernichtungskrieges gegen die Sowjetunion transportierte die Wehrmacht etwa zwei Millionen sowjetische Kriegsgefangene nach Deutschland. Die meisten von ihnen starben in den Lagern an Hunger, Kälte, Entkräftung und Seuchen. Etwa 38 000 wurden von Wehrmacht und SS als »politische Kommissare« nach bestimmten Kriterien abgesondert – als angebliche kommunistische Funktionäre, als Juden, als »Intelligenzler«, »Aufwiegler« oder »unheilbar Kranke« – und in Konzentrationslagern ermordet. Zwischen September und November 1941 kamen mehr als 13 000 Sowjetsoldaten in das KZ Sachsenhausen. Mehr als 10 000 wurden in der »Genickschuss-Anlage« erschossen. Die übrigen verstarben bereits auf dem Transport oder im Lager. In einer Lkw-Baracke, deren Grundriss heute durch das Schotterfeld markiert ist, wurde eine von der Lager-SS eigens zu diesem Zweck entwickelte »Genickschuss-Anlage« eingebaut, davor ein Kleiderraum und ein »Arztzimmer«. Den Gefangenen wurde eine ärztliche Untersuchung vorgetäuscht, bei der auch ihre Körpergröße gemessen werden sollte. Hinter einer präparierten Messlatte im vorderen Raum des Erschießungsbereichs war ein Schlitz in der Wand, durch den ein SS-Mann aus einem dahinter liegenden Raum den tödlichen Schuss abgab. Laute Musikbeschallung sollte verhindern, dass die Wartenden die Schüsse hörten. Neben der Erschießungsstätte befanden sich ein Leichenraum und vier fahrbare Krematoriumsöfen.

Die in Sachsenhausen befindliche »Inspektion der Konzentrationslager« organisierte die Mordaktion in Absprache mit der Wehrmacht. Den Kommandanten der anderen KZ wurde das »Genickschuss-Verfahren« an sowjetischen Gefangenen vorgeführt. Mehr

als dreißig Männer des Kommandanturstabes wirkten in Sachsenhausen an der Durchführung mit und wurden dafür mit Auszeichnungen, Urlaub und Geldprämien belohnt.

Im September 1941 fotografierte ein tschechischer Häftling im Auftrag der SS die Sowjetsoldaten, die erschöpft, entkräftet und in zerlumpten Uniformen in Sachsenhausen eintrafen. Mit den Aufnahmen sollte in der NS-Propaganda-Ausstellung »Das Sowjetparadies« im Berliner Lustgarten ein Zerrbild des »Hunnen«, des »slawischen Untermenschen« gezeichnet werden. Es war jene Ausstellung, gegen die die jüdische Widerstandsgruppe um Herbert Baum im Mai 1942 einen Brandanschlag verübte, den die Nationalsozialisten wiederum zum Anlass nahmen für eine Verhaftungswelle gegen Juden in ganz Berlin und zu einer weiteren Mordaktion in Sachsenhausen an etwa 250 jüdischen Gefangenen. Einige der Gefangenen, die auf den Fotos der Einlieferung in Sachsenhausen zu sehen sind, sind auch auf einem Plakat der Ausstellung zu erkennen, dort diffamiert als »Wirklichkeit gewordene Angstträume, Faustschlag in das Gesicht alles Guten ...«.

Dem Häftling, der fotografiert hatte, gelang es, die Negative auf den Todesmarsch mitzunehmen und so als Zeugnisse zu bewahren, ein mutiger Akt, der ihm hätte das Leben kosten können. Die Fotos befinden sich heute im Staatlichen Archiv Prag und im Mährischen Museum Brno (Brünn); das Archiv von Sachsenhausen hat Abzüge von ihnen erhalten. Es sind vor allem eindringliche Porträtaufnahmen sowie einige Gruppenfotos, darunter eines, das eine lange Kolonne von Ankommenden zeigt. Zum 70. Jahrestag der Mordaktion beauftragte die Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten Heike Ponwitz und die Autorin dieses Beitrags, die sich als Team beworben hatten, mit dem Material dieses Fotokonvoluts eine Installation zu entwickeln, die am historischen Ort gezeigt werden könnte. Konzipiert wurde sie von beiden gemeinsam, künstlerisch gestaltet von Heike Ponwitz.

Heike Ponwitz und Stefanie Endlich wählten aus über hundert Fotos sieben Porträts aus, die als Ensemble einen Einblick in das Spektrum der Gefangenen geben, was Alter, Herkunft und körperliche Verfassung angeht. Dabei knüpften sie an die Erfahrung an, dass bei Gedenkstättenbesuchern durch die einführende Hinwendung zu einzelnen Menschen, selbst wenn man diese nie persönlich kennengelernt hat, eine besondere Motivation zur Beschäftigung mit der Geschichte entstehen kann. Die sieben Einzelnen stehen zugleich stellvertretend für die unfassbar große Zahl der Sowjetsoldaten, die mit dieser Installation geehrt werden sollen. Darüber hinaus werden, zusammen mit dem erwähnten Gruppenfoto, Informationen zum historischen Geschehen angeboten.

Die Umsetzung entwickelten die beiden Verfasserinnen in enger Zusammenarbeit mit Reinhard Eicher (Eicher Werkstätten Kernen bei Stuttgart): Fotos und Texte wurden auf großformatige, gefaltete Zinkplatten aufgebracht, mit deren Bearbeitung für den Siebdruck hier Neuland beschritten wurde. Die dreisprachige Bild-Text-Tafel greift über den vorderen Rand des Basaltfeldes in den Weg hinein, die Tafeln mit den überlebensgroßen Porträtfotos ruhen in Schräglage im Basaltfeld. Die gekanteten Tafeln sind auf Schienen befestigt, die unter den Basaltsteinen unsichtbar sind. So könnten sie den Eindruck erwecken, als seien sie wie Familienfotos auf einem Kaminsims aufgestellt, vielleicht auch wie Papierflieger gefaltet oder wie Herbstblätter aufs Feld geweht. Der Eindruck von Leichtigkeit und Lebendigkeit wird durch die Materialität der Zinkplatten verstärkt, die auf besondere Weise das Licht aufnehmen und widerspiegeln, in ständig



Erinnerungs-Installation
 »Genickschuss«-Anlage,
 im Hintergrund die
 bauliche Hülle über
 den Resten der
 »Station Z«
 (Architekt: HG Merz)



Markiertes Baracken-
 feld mit Porträtfotos
 und Erläuterungstafel.
 Alle Fotos:
 Stefanie Endlich



wechselnden Veränderungen von Farbigkeit, Konturen und räumlicher Tiefe. Andererseits könnten auch Assoziationen zum Motiv des Zinksarges entstehen, mit dem getötete Soldaten in die Heimat zurückgeholt werden. Der hohe technisch-konstruktive Aufwand zur Vorbehandlung und Bearbeitung der verzinkten Stahlplatten, für die eigene Formen gebaut wurden, um den Siebdruck aufzubringen, und eine besondere Schutzlackierung gefunden, um Rosten und Nachdunkeln zu verhindern, verschwindet im Ergebnis hinter einer klaren, sachlichen Präsentation, die auf Monumentalisierung und Mystifizierung verzichtet.

Am 23. Oktober wurde das Kunstwerk im Rahmen einer Gedenkfeier eingeweiht, auf der auch die Botschafter Russlands und Weißrusslands sowie der Botschaftsgesandte der Ukraine sprachen und Kränze niederlegten. Die Erinnerung an die Opfer des Krieges gegen die Sowjetunion ist im öffentlichen Bewusstsein nach wie vor kaum präsent. Mit 25 bis 30 Millionen Toten hat die Sowjetunion die höchsten Verluste im Zweiten Weltkrieg erlitten. Die Installation von Heike Ponwitz und Stefanie Endlich ist nach Wunsch der Stiftung als temporäres Kunstwerk angelegt, könnte jedoch von der Materialbeschaffenheit her auch langfristig Bestand haben. Sie macht darauf aufmerksam, dass nicht nur in Osteuropa, sondern auch vor den Toren Berlins, im »Musterlager« der Reichshauptstadt, eine kaum fassbare Massenmord-Aktion stattgefunden hat.

Heike Ponwitz steht der Konzeptkunst nahe und arbeitet grenzüberschreitend in den Bereichen Skulptur und Rauminstallation. Sie realisierte unter anderem die Erinnerungszeichen »Vergangenheit ist Gegenwart« für die Opfer der »Euthanasie«-Morde im sächsischen Pirna und »Mit offenen Augen« für das Robert-Koch-Institut in Berlin. **Prof. Dr. Stefanie Endlich** ist freiberufliche Kunstpublizistin und Ausstellungsmacherin und arbeitet seit Langem mit Gedenkstätten zusammen.

»Nicht in die Schultüte gelegt ...« Schicksale jüdischer Kinder 1933–1942 in Berlin. Menschenrechtsbildung durch historisches Lernen

EIN LERNMATERIAL FÜR GRUNDSCHULEN

Veronika Nahm

Das Anne Frank Zentrum beschäftigte sich in den vergangenen Jahren intensiv mit der Frage, wie historisch-politische Bildung mit Schülerinnen und Schülern der Grundschule und den Klassen 5 und 6 gelingen kann. In der Verbindung aus pädagogischer Praxis und fachdidaktischer Reflexion entstand ein Material, das jetzt in der Lernwerkstatt der Schule am Falkplatz allen interessierten Gruppen zur Verfügung steht. Ein Leseexemplar wurde gedruckt und kann gegen Schutzgebühr beim Anne Frank Zentrum bestellt werden. Ziel ist die Veröffentlichung in einem Verlag.

Beschreibung des Materials

Das didaktische Material ist zum Einsatz in Lernwerkstätten und in außerschulischen Lernumfeldern gedacht. Schülerinnen und Schüler der Klassen 4 bis 6 können in einem selbstbestimmten Lernprozess während eines längeren Zeitraums zur Zeit des Nationalsozialismus und zu den Kinderrechten arbeiten.

Die Kinder begegnen sieben Zeitzeuginnen und Zeitzeugen in insgesamt 69 Geschichten. In deren Erinnerungen erfahren die Kinder etwas über ihren Alltag in den 1930er Jahren: den ersten Schultag, die Familie, die Freunde, das Wohnumfeld in Berlin und ihre Hobbys. Die Quellengrundlage sind kurze Texte, die Autobiografien, transkribierten Interviews oder persönlicher Korrespondenz entnommen wurden. Sie sind mit Abbildungen kombiniert, die kostbare Dinge aus dem persönlichen Besitz zeigen: das Klassenfoto, das Schulzeugnis, den Reisepass mit dem Visum für Palästina oder den Eintrag der besten Freundin ins Poesiealbum.

Die Zeitzeugen haben drei Dinge gemeinsam: Alle sind in Berlin zur Schule gegangen, alle wurden als Jüdinnen und Juden zur Zeit des Nationalsozialismus verfolgt und alle haben die Schoa überlebt. In ihren Erinnerungen stehen die Geschichten von Verlust, Diskriminierung und Verfolgung neben den »guten« Erinnerungen an die Kindheit. Den Autorinnen und Autoren des Materials war es wichtig, die Zeitzeugen nicht ausschließlich als Opfer des Nationalsozialismus zu zeigen, sondern auch deren »normalen« Alltag lebendig zu schildern. Das Jüdisch-Sein der Zeitzeugen hat viele Facetten: Einige der Zeitzeugen wurden nicht, andere streng religiös erzogen. Die eine ging in die Reformsynagoge, der andere in eine sephardische Synagoge. Die individuelle Selbstdefinition wird der rassistischen Zuschreibung durch die Nationalsozialisten entgegen gestellt. Über die Alltagsgeschichten ergeben sich Bezüge zur Lebenswelt der Kinder heute. Sie entdecken Gemeinsamkeiten, weil sie z.B. auch gerne Fußball spielen oder weil sie sich ebenfalls auf ihren ersten Schultag und die Schultüte gefreut haben.

Jede kurze Geschichte wird von didaktischen Fragen begleitet, die einem festen Schema folgend drei Bereiche thematisieren: Die erste Frage richtet sich auf die Text-

oder Bildquelle und soll zu ihrem Verstehen beitragen. Die Kinder sollen zum Beispiel einen erwähnten Ort auf einer historischen und einer aktuellen Karte von Berlin suchen. Historische Begriffe und Fremdwörter werden in einem Glossar erklärt. Die zweite Frage zielt allgemein auf einen Vergleich der Lebenswelten der Kinder damals und heute ab. Wenn dabei in der Quelle oder in der Lebenswelt der Kinder heute ein Verstoß gegen die Kinderrechtskonvention vorliegt, wird unter dem Stichwort »Weiterdenken« auf den entsprechenden Artikel verwiesen.

Zwei Beispiele: Ruth Recknagel erinnert sich, dass ihr Lehrer ihr 1938 verbot, weiter auf die (nichtjüdische) Grundschule zu gehen. Die Frage an die Kinder lautet, wie sie das Verhalten des Lehrers beurteilen. Es wird auf Artikel 28 der Kinderrechtskonvention verwiesen, der das Recht auf Schulbildung beinhaltet. Der Zeitzeuge Isaak Behar beschreibt, dass seine Eltern bei seinem ersten Schultag nicht mit in die Schule gingen, weil Deutsch nicht ihre Muttersprache war und sie sich unsicher fühlten. Die Frage an die Kinder lautet, ob es an ihrer Schule Unterstützungsmöglichkeiten für Eltern nichtdeutscher Muttersprache gibt. Es wird auf Artikel 2 der Kinderrechtskonvention verwiesen, der Kindern den Schutz vor Diskriminierung auch aufgrund ihrer Herkunft garantiert.

Die dritte didaktische Frage setzt die Aussagen aller sieben Zeitzeugen in Beziehung zueinander, um Gemeinsamkeiten und Besonderheiten sichtbar zu machen. Zur Bearbeitung der Fragen werden den Kindern Umgangsweisen vorgeschlagen. Dieser Begriff aus der Sachkundedidaktik meint Methoden der Erarbeitung eines Themas, wie beispielsweise befragen, beschreiben, diskutieren, gestalten, präsentieren oder sich positionieren. Die passenden Umgangsweisen werden neben den Fragen aufgeführt und auf jeweils einer eigenen Karte erklärt.

Eine Version des Lernwerkstattmaterials, die zusätzlich zu den oben beschriebenen Bestandteilen mit Filmen, Büchern, Plakaten und historischen und aktuellen Wandkarten ausgestattet ist, steht in der Lernwerkstatt der Schule am Falkplatz allen Grundschulen und der außerschulischen Bildung offen. In der Schule selbst arbeiten in diesem Schuljahr alle vierten Klassen mit dem Material. Die wissenschaftliche Evaluierung dieser praktischen Erprobung ist geplant. Um Lernbegleiterinnen und Lernbegleitern die Arbeit mit dem Material zu erleichtern, erarbeitet das Anne Frank Zentrum eine didaktische Handreichung und bietet Fortbildungen an.

Was ist an dem neuen Lernmaterial innovativ?

Das Lernmaterial ist in verschiedener Hinsicht innovativ: Es gibt bisher noch kein Lernmaterial für Lernwerkstätten zum historischen und sozialen Lernen. Die Materialien bearbeiten bisher naturwissenschaftliche Themen wie z.B. das Thema Wasser, Klima, Schwerkraft usw. Es gibt auch noch kein Lernmaterial zum Thema Nationalsozialismus, das sich explizit an Kinder der Klassen 4 bis 6 wendet. Und es gibt vor allem noch kein Material, das die Themen historisches Lernen und Menschenrechtsbildung verbindet. Diese Art der Verknüpfung zwischen Vergangenheit und Gegenwart ist ein vielversprechender Weg. Die Rückbindung von Diskriminierungserfahrungen der Zeitzeugen an die Kinderrechte hilft den Kindern, ihre spontane Empörung über die Ungerechtigkeit auf eine abstraktere, politische Ebene zu heben. Die Verbindung der Kinderrechte mit ihrem eigenen Leben hilft, den Kindern eine positive Perspektive zu geben und sie zu ermuntern, die Verbesserung ihrer Situation selbst in die Hand zu nehmen.



»Kinderexpertinnen«
der Schule am Falkplatz
bei der Arbeit



»Expertinnen und
Experten« der Anna-
Lindh-Grundschule



Zeitzeugengespräch
mit Ruth Recknagel
in der Hermann-
Sander-Grundschule.
Alle Fotos:
Anne Frank Zentrum

Erster Schultag **Schulzeit** Freunde Familie Jüdisch sein Name Verlust Besonderheit Spielen Wohnen Berlin

ABC **Ruth Recknagel**

»In meiner Klasse und in der Schule habe ich nichts bemerkt und eigentlich keine schlechten Erfahrungen gemacht. 1938, als ich die Schule verlassen musste, war ich gerade krank. Ich erinnere mich, dass der Lehrer Pfeiffer zu uns nach Hause kam und sagte, dass ich gar nicht erst wiederkommen muss. Ein halbes Jahr ging ich wegen der Krankheit gar nicht zur Schule, dann kam ich auf die jüdische Joseph-Lehmann-Schule in Charlottenburg.«




»Ich bin in der zweiten Reihe die Dritte von links. Der Lehrer Pfeiffer ist ganz hinten.«

Kl. 7^a 1938 *Gruppenbild*

5

Wer war in das Projekt involviert?

Das Lernmaterial wurde vom Anne Frank Zentrum in Zusammenarbeit mit Prof. Dr. Detlef Pech (Professor für Sachunterrichtsdidaktik an der Humboldt-Universität zu Berlin) und der Stiftung Neue Synagoge – Centrum Judaicum entwickelt. Im Projektverlauf wurde das Material mit 150 Kindern von drei Berliner Grundschulen (Anna-Lindh-Grundschule, Wedding, Hermann-Sander-Schule, Neukölln und Schule am Falkplatz, Prenzlauer Berg) getestet und weiterentwickelt. In verschiedenen Zusammenhängen wurde das Material Multiplikatorinnen und Multiplikatoren sowie Lernbegleiterinnen und Lernbegleitern vorgestellt und mit ihnen diskutiert.

Das Projekt wird durch die Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft, die Jugend- und Familienstiftung Berlin, das Deutsche Kinderhilfswerk und den Beauftragten für Integration und Migration der Stadt Berlin finanziell gefördert.

Veronika Nahm ist Historikerin M.A. Sie arbeitete von 2004 bis 2007 in der Museumspädagogik des Deutschen Historischen Museums Berlin, seit 2008 als Bildungsreferentin im Anne Frank Zentrum. Hier ist sie hauptsächlich für die pädagogische Arbeit in der Ausstellung »Anne Frank. hier & heute« zuständig. Daneben leitet sie das Projekt »Nicht in die Schultüte gelegt ...«.

Anne Frank Zentrum
 Ansprechpartnerin: Veronika Nahm
 Rosenthaler Straße 39, 10178 Berlin
 Telefon (030) 288 86 56-10
 nahm@annefrank.de
 www.annefrank.de